

SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

JULI 2019
NR. 84



In einer kleinen Vitrine entdeckte Lore Robinson, unsere Besucherin aus London, den Reisepass ihres früheren Mitschülers Fritz Bauchwitz. Auch Fritz Bauchwitz wurde, wie Lore Robinson, mit einem Kindertransport nach England gerettet. (Foto: C. Lissner). Mehr zu diesem Besuch auf **Seite 12**

3

JÜDISCHE
ALTERSARMUT

5

JÜDISCHE SICHTEN
AUF ANTISEMITISMUS

11

UNSERE NEUE
DAUERAUSSTELLUNG

14

DAS PROJEKT
»ANTISEMI-WAS?«

20

SEFER TORA

22

DAS MASSAKER
VON HEBRON 1929

32

SCHLAGLICHTER

UND MEHR...

מוזיאון יהודי
וסטפליה Jüdisches
Museum
Westfalen

Heimat-Debatte 1929/2019: »es ist unser Land«



Sie reißen den Mund auf und rufen: »Im Namen Deutschlands ...!« Sie rufen: »Wir lieben dieses Land, nur wir lieben es.« Es

ist nicht wahr. Im Patriotismus lassen wir uns von jedem übertreffen – wir fühlen international. In der Heimatliebe von niemand – nicht einmal von jenen, auf deren Namen das Land grundbuchlich eingetragen ist. Unser ist es. Und so widerwärtig mir jene sind, die – umgekehrte Nationalisten – überhaupt nichts mehr Gutes an diesem Land lassen, kein gutes Haar, keinen Wald, keinen Himmel, keine Welle – so scharf verwehren wir uns dagegen, nun etwa ins Vaterländische umzufallen. Wir pfeifen auf die Fahnen – aber wir lieben dieses Land. Und so wie die nationalen Verbände über die Wege trommeln – mit dem gleichen Recht, mit genau demselben Recht nehmen wir, wir, die wir hier geboren sind, wir, die wir besser Deutsch schreiben und sprechen als die Mehrzahl der nationalen Esel, mit ge-

nau demselben Recht nehmen wir Fluß und Wald in Beschlag, Strand und Haus, Lichtung und Wiese: es ist unser Land.

Wir haben das Recht, Deutschland zu hassen – weil wir es lieben. Man hat uns zu berücksichtigen, wenn man von Deutschland spricht, uns: Kommunisten, junge Sozialisten, Pazifisten, Freiheitsliebende aller Grade; man hat uns mitzudenken, wenn »Deutschland« gedacht wird ... wie einfach, so zu tun, als bestehe Deutschland nur aus den nationalen Verbänden. Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir. Und in allen Gegensätzen steht – unerschütterlich, ohne Fahne, ohne Leierkasten, ohne Sentimentalität und ohne gezücktes Schwert – die stille Liebe zu unserer Heimat.« – Kurt Tucholsky, 1929

Aus der Geschichtskultur

2 Jubiläen im Mai: Mit einer Feier am 5. Mai 2019 beging die Begegnungsstätte »Alte Synagoge Wuppertal« ihr 25-jähriges Jubiläum. Das Haus, am historischen Ort der Elberfelder Synagoge errichtet, musste bis 2011 ohne eine »richtige« Ausstellung auskommen – seither präsentiert es sich als jüdisches Museum für das Bergische Land, hat ein regelmäßiges Veranstaltungsprogramm und viele vorbildliche Veröffentlichungen hervorgebracht. – Und auch die Dokumentationsstätte »Gelsenkirchen im Nationalsozialismus« blickt in diesem Jahr auf ihr 25-jähriges Bestehen zurück. Ein Festakt am 8. Mai 2019 erlaubte die Würdigung der im Mai 1994 begonnenen Arbeit an einem sog. »Täterort« (ehemaliges Polizeigebäude und Sitz einer NSDAP-Ortsgruppe und der SA). Die Dauerausstellung wurde 2015 grundlegend erneuert. Die Dokumentationsstätte ist Teil des Instituts für Stadtgeschichte (ISG).

»Alter Schlachthof« Düsseldorf: Zu einem der jüngeren Erinnerungsorte Nordrhein-Westfalens, dem »Alten Schlachthof« in Düsseldorf, ist nun ein Ausstellungskatalog erschienen. Der Band dokumentiert die dortige Dauerausstellung und erzählt die Geschichte des historischen Ortes, des Ausschlusses der jüdischen Bevölkerung, ihrer folgenden Verschleppung und Ermordung. Wie die Ausstellung ist auch der Katalog in deutscher und englischer Sprache verfasst. Joachim Schröder u.a.: Erinnerungsort Alter Schlachthof. Ausstellungskatalog / Alter Schlachthof Memorial Centre. Exhibition Catalogue (Düsseldorf 2019).

Jüdische Kulturtage: Mehrere Gedenkstätten aus NRW haben sich – neben jüdischen Gemeinden, Volkshochschulen und Bibliotheken – im Frühjahr 2019 an den Jüdischen Kulturtagen Rhein-Ruhr

beteiligt, so z.B. die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, die Alte Synagoge Wuppertal und die Villa Merländer in Krefeld. Beigesteuert wurden u.a. eine Fotoausstellung zu dem Düsseldorfer Zionisten Georg Goldstein und eine Lesungsreihe aus Exilbriefen in Wuppertal.

Solingen: In Solingen hat sich eine Initiative gebildet, die eine NS-Gedenkstätte begründen will. Am Solinger Neumarkt in einem der wenigen historischen Bauten mit Bezug zur NS-Geschichte soll die Einrichtung entstehen: dort befand sich die Redaktion der kommunistischen Zeitung »Bergische Arbeiterstimme«, und im Nebenhaus wurde deren Redakteur Max Leven in der Pogromnacht 1938 ermordet. Vermutlich wird sich jedoch die Idee, den Hauskomplex zugunsten eines Sparkassen-Neubaus abzureißen, durchsetzen; ein »Runder Tisch« im Mai soll die Interessen ausloten helfen.

Jüdische Altersarmut

Aus einer Bundestagsdebatte

Dass viele Mitglieder der jüdischen Gemeinden mit Altersarmut zu kämpfen haben, ist wenig bekannt. Die hoch qualifizierten Zuwanderer/innen der Jahre nach 1990 schafften es nur in Ausnahmefällen, eine angemessene Beschäftigung zu finden – auch eine Folge der langjährigen deutschen Weigerung, ausländische Studienabschlüsse anzuerkennen. Am 26.2.2016 debattierte der Deutsche Bundestag anlässlich eines interfraktionellen Antrags über dieses Thema; hier einige Auszüge zu diesem verdrängten Thema, für das sich auch eine neue Initiative »Zedek. Gerechtigkeit für jüdische Zuwanderer im Rentenrecht« engagiert.

Weitere Informationen:

<http://zedek-gerechtigkeit.de> und
<https://bit.ly/2ZKzhvv>

W. BIRK WALD (DIE LINKE)

Zwischen 1991 und 2006 waren 216 000 jüdische Zuwanderinnen und Zuwanderer und ihre Familienangehörigen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion aufgenommen worden. Mehr als die Hälfte von ihnen ist akademisch gebildet und hoch qualifiziert, und rund 115 000 von ihnen waren schon damals zwischen 40 und 79 Jahre alt. Der Runde Tisch der DDR, der Ministerrat der DDR und die Ministerpräsidentenkonferenz hatten die Jüdinnen und Juden explizit nach Deutschland eingeladen.

Meine Damen und Herren, angesichts der Shoah haben wir die historische Verantwortung, jüdisches Leben in Deutschland wieder möglich zu machen und zu fördern. Die Eingliederung der vor 1989 aus der DDR Geflohenen, die Eingliederung der Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler und die Eingliederung der jüdischen Einwanderinnen und Einwanderer ist jeweils eine direkte Folge des Zweiten Weltkriegs und der Verantwortung für die deutsche Geschichte. (...)

FDP, Bündnis 90/Die Grünen und Die Linke sind sich in dieser Frage einig: Wir fordern die Bundesregierung gemeinsam auf, umgehend zu handeln, um die Alterssicherung der jüdischen Kontingentflüchtlinge schnellstmöglich zu verbessern oder dem Bundestag einen entsprechenden Gesetzentwurf vorzulegen. Wir haben unterschiedliche Präferenzen, welcher Weg beschritten werden möge. Erstens. Linke und Grüne bevorzugen die Aufnahme in das Fremdretenrecht und die Gleichstellung mit den Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedlern. Zweitens. Die FDP setzt eher auf den im Koalitionsvertrag von Union und SPD bereits verabredeten Härtefallfonds, der die jüdischen Kontingentflüchtlinge und die Spätaussiedler explizit nennt. Drittens. Alle drei Fraktionen fordern die Bundesregierung auf, sofort einen neuen Anlauf für Sozialversicherungsabkommen mit den betroffenen Nachfolgestaaten der Sowjetunion zu machen. Das wäre der Königsweg.

ULRIKE SCHIELKE-ZIESING (AFD):

Eine naheliegende Lösung hinsichtlich einer Besserstellung wäre eine Aufnahme in das Fremdretenrecht, so wie es auch mit den Spätaussiedlern gehandhabt wurde. Damit würden die sich im Rentenalter befindenden Kontingentflüchtlinge endlich nicht mehr schlechter als die Spätaussiedler gestellt. Die jüngere Generation der jüdischen Flüchtlinge hat sich mehrheitlich beruflich wie gesellschaftlich gut integriert und wird nicht auf das Fremdretenrecht angewiesen sein. (...)

Meine Damen und Herren von den Grünen und der FDP, Sie waren ja schon einmal auf Bundesebene in Regierungskoalitionen. Warum haben Sie sich nicht schon damals um die jüdischen Kontingentflüchtlinge gekümmert? Warum fällt Ihnen erst heute diese Problematik

auf? Die FDP möchte einen Härtefallfonds. Warum haben Sie damals keinen geschaffen? Die Grünen wollen den Abschluss von Sozialversicherungsabkommen. Warum sind Sie nicht zu Ihrer Zeit tätig geworden? Ihnen und der jetzigen Regierungskoalition ist vorzuerwerfen, dass Sie in den letzten 20 Jahren bei diesem Thema geschlafen haben.

KERSTIN GRIESE, PARL. STAATSEKRETÄRIN BEIM BUNDES MINISTER FÜR ARBEIT UND SOZIALES:

Der Abschluss eines Sozialversicherungsabkommens wäre sicherlich die beste Lösung für die Probleme mit den Nachfolgestaaten der Sowjetunion; denn dann würden Rentenansprüche aus dem Ausland hierher übertragen. Innerhalb der Europäischen Union ist das ja so, sodass der Rentenexport, wie es heißt, mit Estland, Lettland und Litauen problemlos klappt. Wir haben zum Beispiel bei den Nicht-EU-Staaten ein Sozialversicherungsabkommen mit Moldau. Wir haben auch mit der Ukraine schon ein Abkommen unterzeichnet. Mit Russland konnte trotz mehrerer Verhandlungsrunden – vieler Verhandlungsrunden in den letzten Jahren – kein Sozialversicherungsabkommen geschlossen werden. Allerdings erlaubt auch das russische Recht unter bestimmten Voraussetzungen eine Rentenzahlung an Personen im Ausland. Nach Erkenntnissen des Wissenschaftlichen Dienstes des Deutschen Bundestages werden 97 000 russische Renten nach Deutschland gezahlt.

Wie Sie sehen, ist die Bundesregierung sehr aktiv und bestrebt, Sozialversicherungsabkommen zu schließen. Dazu gehören natürlich immer zwei Seiten, und mit Russland ist das leider noch nicht gelungen, was auch an der schwierigen außenpolitischen Lage liegt.

JOHANNES VOGEL (OLPE) (FDP):

Ich will für alle drei Antragsteller, glaube ich, sagen – das haben wir gestern auch bei der Vorstellung klar gesagt –: Wir alle sind bereit, auch einem Modell zuzustimmen, das wir möglicherweise nicht präferieren. Nur ein einziger Weg darf keine Option sein, nämlich weiteres Nichthandeln. Das Thema ist lange bekannt, in der Tat. Die Betroffenen sind teils hochbetagt.

MARKUS KURTH (BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN):

Gerade der Blick auf den Gleichheitsgrundsatz in Artikel 3 Grundgesetz und der Vergleich der jüdischen Flüchtlinge aus der früheren Sowjetunion mit den deutschen Spätaussiedlern zeigt, dass es sich um sehr, sehr ähnliche Gruppen mit ähnlicher Herkunft handelt, wenn sie auch zu unterschiedlichen Zeitpunkten nach Deutschland gekommen sind.

Der Publizist und Historiker Micha Brumlik hat sehr schön dargelegt, dass sowohl die Deutschen, die ab dem hohen Mittelalter in das damalige Zarenreich auswanderten, als auch die aschkenasischen Juden aus dem Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation kamen. Das heißt: Beide hatten dasselbe Herkunftsgebiet. Und: Die Jüdinnen und Juden, die im späten Mittelalter insbesondere die Städte am Rhein verließen, taten dies nicht freiwillig; das kann man sagen. Wir wissen von den Pogromen,

die es dort gegeben hat. Insofern handelt es sich um Wanderungsgeschichten, die eng miteinander verwoben sind.

Das ist auch der Grund, warum diese beiden Gruppen nach dem Zweiten Weltkrieg, der Urkatastrophe des Nationalsozialismus und der Shoah nach Deutschland gingen oder auch von uns nach Deutschland eingeladen wurden. Das ist also sehr eng miteinander verwoben, sehr vergleichbar, und deswegen ist es gerade mit Bezug auf den Gleichheitsgrundsatz des Grundgesetzes sehr gerechtfertigt, beide Gruppen nach dem Fremdrentenrecht zu behandeln.

JANA SCHIMKE (CDU/CSU):

Ich kann nur darum bitten, die Dinge, die Themen und die Probleme nicht miteinander zu vermengen, sondern ganz genau zu schauen, welches Gesetz welchen Anspruch formuliert und an welche Zielgruppe es sich vor allen Dingen richtet. Der Antrag widerspricht dem Sinn und Zweck des Fremdrentengesetzes, und deswegen werden wir diesen Antrag hier heute ablehnen.

Die sogenannten jüdischen Kontingentflüchtlinge hatten nach dem Zweiten Weltkrieg eben keinen Vertreibungsdruck. Ja, sie wurden diskriminiert, ohne Frage, es gab aber eben keinen Druck der Vertreibung nach Deutschland. Es gibt auch keine sogenannte Volkszugehörigkeit, wie sie im Gesetz festgeschrieben ist.

RALF KAPSCHACK (SPD):

Ausschließlich jüdische Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion in das Fremdrentengesetz einzubeziehen, wäre außerdem eine Ungleichbehandlung im Vergleich zu anderen Flüchtlingen und Zuwanderern. Es geht nicht darum, eine Gruppe gegen eine andere auszuspielen, sondern das ist schlicht und ergreifend Fakt. Im Übrigen ist fraglich, ob eine Regelung über das Fremdrentengesetz in allen Fällen dazu führen würde, die Grundsicherung zu vermeiden.

Am besten wäre es natürlich – damit komme ich zu den Punkten, die Markus Kurth eingefordert hat –, wir könnten ein Sozialversicherungsabkommen mit Russland schließen. Dann könnten dort erworbene Rentenanwartschaften hier berücksichtigt werden. Ein solches Abkommen wird es in absehbarer Zeit aber nicht geben.

Trotzdem wollen wir natürlich etwas tun. Wir haben im Koalitionsvertrag vereinbart, einen Härtefallfonds auch für jüdische Kontingentflüchtlinge einzurichten. Das ist aus unserer Sicht der richtige Weg. Daran arbeitet die Bundesregierung, und sie wird dazu einen Vorschlag vorlegen. Ein solcher Fonds wird zwar nicht alle Probleme lösen, aber das wäre ein großer Schritt in die richtige Richtung.

– Der Antrag wurde an den Ausschuss für Arbeit und Soziales überwiesen. –

Deutscher Bundestag

19. Wahlperiode

Drucksache 19/7854

18.02.2019



Quelle:

Plenumsprotokoll des Bundestags vom 26.2.2019

<http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/19/19083.pdf>

(Abruf am 28.2.2019)



Jüdische Sichten auf Antisemitismus

Es besteht in der öffentlichen Diskussion weithin Einvernehmen, dass antisemitische Äußerungen und Handlungen in Deutschland in den letzten Jahren bedrohlicher geworden sind – seien sie nun quantitativ angestiegen oder »nur« sichtbarer, frecher geworden.

Wir wollten gern jüdische Sichten auf diese Entwicklung besser kennenlernen und zur Diskussion stellen. Eine kleine und ganz unrepräsentative E-Mail-Umfrage unter religiösen und weltlichen Juden, gemeindeorientierten und anderen, Männern und Frauen in Nordrhein-Westfalen erbrachte zwölf Antworten, die wir hier in Auszügen abdrucken.

Politik, Bildungsarbeit, Kultur und jede/r Einzelne sollten – so könnte ein naheliegendes Fazit lauten – diese Sichtweisen endlich ernstnehmen und das Mögliche gegen diese Verschärfungen tun.

NR



Graffito im Freizeitpark Maria Lindenhof, Dorsten (Nov. 2018)

1. Beobachten Sie in Ihrem Alltagsleben eine Zunahme antisemitischer Vorfälle oder antisemitischer Stimmungen? Seit wann und bei welchen Anlässen?

Ich fürchte diese Art Fragen. Ich habe bisher, Gott sei Dank, nichts Böses erlebt. (T.K.)

Das Spektrum der Antworten geht sehr weit auseinander – es macht aber auch deutlich, dass viele Jüdinnen und Juden es vorziehen, ihr Jüdischsein nicht überall offen zu zeigen:

Ich bin in meinem Alltagsleben nicht direkt mit dem Antisemitismus konfrontiert,

es ist aber eher darauf zurückzuführen, dass ich sozusagen in einer Routineblase lebe, sprich Arbeit-Zuhause, Arbeit-Zuhause. Ich bin nur ganz selten mit dem ÖPNV unterwegs, daher auch die Erfahrung. Wenn man das mediale Leben miteinbezieht, dann spürt man den Anstieg des Judenhasses sehr wohl. (J.N.)

Meine Freunde wissen, dass ich Jüdin bin aber die Leute wären nicht meine Freunde, wenn sie ganz andere Meinungen und Ideen hätten. (P.B.)

Ja. Seit ich von Berlin nach NRW umgezogen bin. (S.V.)

Seit einigen Monaten beobachte ich, dass Wörter wie z.B. »Jude« oder nazistische Parolen bei Streitigkeiten oder ohne Grund gerufen werden. (M.N.)

Im Alltagsleben ist der »neue Antisemitismus« in vielerlei Formen in unserer Gesellschaft angekommen, für jeden deutlich sichtbar, der täglich beobachtet, was sich politisch als auch gesellschaft-

lich im Alltag abspielt. Diese Tendenz ist seit einigen Jahren zu beobachten, und zwar in offener, dreist-frecher-emotionaler Art und ohne entsprechendes Hintergrundwissen bzw. sehr einseitig. (Z.D.)

Fast alle meine Informationen dazu stammen aus den Medien (Zeitungen, TV, Internet). Meine wenigen Erlebnisse sind beeinflusst durch mein eigenes Verhalten. Meine jüdische Identität behalte ich i.d.R. für mich. Nur gegenüber einigen Freunden und wenigen Bekannten offenbare ich, dass ich Jude bin. Ich vermeide auch Begegnungen mit suspekten Personen, Gruppen und Organisatoren. (M.F.)

Die Grenze dessen, was man meint, ungeachtet sagen zu können hat sich verschoben. Diese Verschiebung hat allerdings mit 9/11 begonnen, sie wird durch die Nutzung von sozialen Netzwerken beschleunigt. Jüdinnen und Juden selbst haben untereinander immer über Antisemitismus gesprochen, sind aber bei Nichtjuden selten auf ein offenes Ohr gestoßen: Antisemitismus durfte es in Deutschland nicht mehr geben. (D.K.)

Eine Zunahme kann ich persönlich in meinem Umfeld oder Alltagsleben nicht wahrnehmen. Spitze Bemerkungen, blöde Witze und dumme Fragen begleiten mich eigentlich mein ganzes Leben. Wenn ich

aber darüber nachdenke, waren diese Vorfälle ärgerlich, aber an eine große, eventuell sogar lebensbedrohliche Angst kann ich mich nicht erinnern. (P.S.)

In meiner Umgebung ist es, Baruch haShem, nicht der Fall. Aber ... wenn die Nazis in Dortmund mit dem Logo marschieren »Wer Deutschland liebt, ist ein Antisemit« und diese Demo nicht sofort gestoppt wird, sondern es wird noch geklärt ob das Logo strafbar wäre... dann kann ich verstehen, dass manche Menschen sich nicht mehr sicher fühlen. Auch das, was in Europa passiert: antisemitische Gewalttaten in Frankreich, Belgien, lässt mich nicht ruhig bleiben. (A.K.)

2. Schildern Sie uns ein extremes Beispiel aus Ihrem Erfahrungsbereich?

»Extrem« ist relativ. Da ich nicht religiös bin und mein Aussehen nicht anders ist, kann man nicht wissen, dass ich Jüdin bin. Aber mein Gefühl ist, dass ich nicht einfach etwas »Jüdisches« tragen kann (Davids-tern, etwas auf Hebräisch, etc.), weil das gefährlich ist. Das finde ich schon extrem... Antisemitische Erfahrungen habe ich trotzdem erlebt. Zum Beispiel haben mich ältere Menschen gefragt über die »jüdische Nase«. Ich habe erklärt, dass so etwas nicht gibt. Ein jüngerer Mann (ungefähr 16 Jahre alt) mit Migrationsherkunft hat mir gesagt, dass Juden immer reich sind. Er meinte es nicht böse, aber es ist trotzdem eine antisemitische Aussage. (S.V.)

Keine persönliche Erfahrung. Aber ich habe z.B. vor kurzer Zeit von einem jungen Mann gehört, dass er in der Straßenbahn von einem dunkelhäutigen

Jugendlichen angespuckt und beschimpft wurde, wegen seinem Davids-tern. Alle Anwesenden haben aufmerksam den Boden angeschaut. (J.N.)

Aber was ist schon »extrem«? – die Fixierung auf solche Fälle wird auch in Frage gestellt:

Antisemitismus ist lebensweltlich und trifft Menschen unerwartet; Extrembeispiele wie in Frankreich gibt es in Deutschland zum Glück nicht und ich hoffe, dass es so bleibt. Von daher halte ich es nicht für sinnvoll sich auf »extrem« zu verlegen, da vor allem struktureller und Alltagsantisemitismus prägend ist: dieser ist immer unter der Strafbarkeitsgrenze, grenzt aber maximal aus. Ich denke nicht, dass physische Gewalt ein Alleinstellungsmerkmal haben

sollte, sondern dass Antisemitismus in seiner ganzen hässlichen Bandbreite aufgenommen werden sollte. (D.K.)

Ein extremes Beispiel für mich wäre ein Angriff auf meine körperliche Unversehrtheit oder mein Leben, nur aus Judenfeindlichkeit. So eine Erfahrung ist mir bisher erspart geblieben und dafür bin ich sehr dankbar. (P.S.)

Es war ein Überfall in Berlin im Jahre 2012 auf Rabbiner Daniel Alter und seine kleine Tochter. Bis jetzt sind die Täter nicht gefasst wurden. (A.K.)

Ich habe einmal gehört, wie ein ca. 13 Jähriger bei einem Fußballspiel »Heil Hitler« gerufen hat, da er den Ball nicht halten konnte. Ein paar Jungen haben gelacht, die meisten ließ das kalt. (M.N.)

»Antisemitismus sollte in seiner ganzen hässlichen Bandbreite wahrgenommen werden.«

3. Welche nichtjüdischen Reaktionen konnten Sie in diesen Zusammenhängen erleben?

Die nichtjüdische Gesellschaft ist immer geneigt Juden gegenüber besonders freundlich aufzutreten. Ich bin mir nicht sicher, ob das eine Judenfeindlichkeit eher noch schürt. Ein »normales« Miteinander wäre meiner Meinung nach auch ein großer Schritt in die richtige Richtung. (P.S.)

Doch die Mehrzahl der Antworten beschreibt ein »Weghören«, »Wegsehen« und »Herunterspielen« als Normalfall:

Keine. Die Nichtjuden reagieren nicht. Alle hören es, aber niemand reagiert. (S.V.)

Die Reaktionen reichen von Unverständnis bis zu Mitgefühl, dass Antisemitismus in dieser Form weiterhin möglich ist. Viele tun diese Angriffe als nicht erwähnenswert ab oder bagatellisieren sie. (I.M.)

Das im folgenden Statement erwähnte »Tone Policing« bedeutet: Reaktion auf den »Ton« statt den Inhalt kritischer Berichte:

Die Reaktionen reichen von Bestürzung bis hin zu Negieren oder Tone Policing. Gerade Tone Policing stellt ein unterschätztes Problem dar, da die/der Betroffene so entrationalisiert und paternalisiert wird; er/sie wird als hysterisch erachtet. Ebenso verfehlt ist allerdings eine moralische Panik: Antisemitismus hat es schon immer gegeben, man sollte den Betroffenen zuhören und so erfahren, was, wann und wo passiert, wer der/die Täter*innen waren und was gemacht werden kann. (D.K.)

»Alle hören es, aber niemand reagiert.«

4. Was halten Sie von der These, dass der »neue Antisemitismus« im Wesentlichen von Migrantinnen und Migranten ausgeht?

Es ist nicht so einfach zu beurteilen: es kommen nach Deutschland viele Flüchtlinge aus Ländern wie Syrien, wo antiisraelische und antisemitische Propaganda zur Staatsräson gehören. Aber dies bedeutet nicht, dass alle neue Migranten Antisemiten sind. Man braucht viel Aufklärungsarbeit. (A.K.)

Ich finde, dass die Migrantinnen und Migranten den »neuen Antisemitismus« nicht »erfunden« haben, aber die Statistik zeigt, dass die meisten gewalttätigen Angriffe von Migranten oder Menschen mit muslimischer/arabischer Herkunft gemacht wurden. Es sieht so aus,

dass so genannt »Bio-Deutsche« sich (noch nicht) trauen, gewalttätig gegen Juden zu sein... Ehrlich gesagt, wenn ich in der Öffentlichkeit bin, habe ich vor allem Angst vor Menschen muslimischer Herkunft. Ich wünsche, es wäre nicht so, aber so fühle ich leider. (S.V.)

Unüberhörbar sind hier die Hinweise darauf, den »alten« Antisemitismus und die Vorurteile der Mehrheitsgesellschaft nicht aus den Augen zu verlieren:

Für mich gibt es nicht neuen Antisemitismus, sondern den alten. Ich

höre wiederholt das Thema »Juden und Geld« oder »Juden und Macht«. Mit dem Holocaust sind die Vorurteile nicht verschwunden. (T.K.)

Der »neue Antisemitismus« geht meiner Meinung nach sowohl von Teilen der Migranten aus, als auch von ultrarechten Politikern wie Herrn Gauland und Herrn Höcke und ihren Bewunderern sowie unzähligen rechten Jugendorganisationen, was ich besonders erschreckend finde. (Z.D.)

Dass es antisemitische Einstellungen unter muslimischen und anderen

Migrant*innen gibt, ist unbestritten und ebenso, dass ‚ihre‘ Antisemitismen spezifische Charakteristiken haben – und natürlich sollte man auch hier ansetzen und Antisemitismus bekämpfen. Migrant*innen, mehr noch, Muslim*innen, allerdings als singuläres Problem hervorzuheben halten ich für falsch... Man sollte entsprechend den ‚alten‘ und den ‚neuen‘ Antisemitismus bekämpfen... Antisemitismus gibt es rechts, links und islamistisch, vö-

kisch, und auch religiös basiert. (D.K.)

Richtig ist, dass besonders Zuwanderer aus dem Nahen Osten ein stringentes, in vielen Familien fest verwurzeltes Feindbild in Israel haben, auch indem sie Israel und Judentum gleichsetzen... Diese Zuwanderer kommen zum größten Teil aus bildungsfernen Familien in denen das Weltbild über Netzwerkblasen, arabische Fernsehsender oder den Moscheevereiner

geprägt wird. Die eigene Geschichte ist ihnen meist unbekannt, wie sollen sie dann über deutsche Geschichte und unsere Sicht der Dinge Bescheid wissen? ... Unser Umgang sollte neu definiert werden. Auch Zuwanderer müssen Gegenwind und Sanktionen spüren, wenn sie ihre archaischen Strukturen im Umgang mit anders Denkenden, Juden oder Frauen hier ausleben. (P.S.)

5. Was sollte die Politik tun? Was die Schulen? Was alle Bürger*innen?

Die Politik sollte die geltende Gesetzregelungen überdenken. Das Strafgesetzbuch ist für ein anderes Miteinander, als es jetzt auf den Straßen herrscht, entwickelt worden, und ist der heutigen Realität nicht gewachsen. (J.N.)

Politik: Ich finde, dass Null Toleranz gegen Antisemitismus und Rassismus sein muss. (S.V.)

Ich glaube nicht, dass man quasi per Gesetz Antisemitismus einfach so verbieten kann. Ich möchte das auch gar nicht. Denkverbote sind der erste Weg in die Diktatur. Die Politik kann aber die Rahmenbedingungen schaffen, damit die unterschiedlichen Gesellschaften in unserem Land ein für alle Schichten gleichermaßen zugängliche Bildungsangebote erhalten. (P.S.)

Informieren statt gedenken, vor allem mehr für die (lebendigen) Juden tun

(interessieren). Schule: Kinder nicht denken lassen, dass Judenhass und der Nationalsozialismus der Vergangenheit angehört und nicht unsere Schuld ist. Die Bürger*innen sollten sich auch mehr mit der jüdischen Kultur und Religion befassen, mit Juden reden anstatt zu hassen und wegzulaufen. (M.N.)

Die große Mitverantwortung von Bürger/innen und Bildungswesen wird von den meisten stark betont:

Bürger_innen: Ich finde, dass die meisten Menschen sind wie damals: Mitläufer. Sie intervenieren nicht. Sie selbst machen nicht etwas Antisemitisches, aber wenn sie etwas hören/sehen, machen sie trotzdem nichts dagegen. (S.V.)

Natürlich hat deshalb die Institution Schule eine riesige Aufgabe in der Präventionsarbeit zu leisten... Da muss viel mehr passieren!!!! Da müssen

Lehrer und Lehrerinnen entsprechend vorbereitet und ausgebildet werden... Projekte müssen im Schulprogramm verbindlich festgeschrieben und verbindlich durchgeführt werden. (Z.D.)

Deutschland braucht nicht nur Antisemitismusbildung, was Deutschland braucht ist Diversitätsbildung, und dafür braucht man professionelles Personal und aktive Bürger*innen... Was die BRD braucht, sind proaktive Schulungen, die im Umgang mit Antisemitismen reflexiv schulen und die die existierende Diversität der Gesellschaft als Faktum unterstreichen... Gerade aber für so heikle Themen muss genug Personal da sein, was zudem geschult ist und sich sicher fühlt. (D.K.)

Die jüdischen Gemeinden sollten dabei unterstützt werden, dass sie für mehr Menschen ihre Türen öffnen und die notwendigen Kenntnisse vermitteln. (A.K.)

»Was Deutschland
braucht, ist
Diversitätsbildung.«

»Auf das Leben!«

Erste Erfahrungen mit einer neuen Ausstellung



Die Besucher steigen die Treppe hoch, der/die Guide öffnet die Tür, und bevor noch etwas zu sehen, zu hören, zu ertasten oder gar zu schmecken ist, wird es der schnuppernden Nase bewusst: Eine neue Ausstellung! Dass diese so hell und freundlich wirkt, ist natürlich

nicht nur den tapferen Handwerkern, sondern vor allem den kreativen Ausstellungsmachern zu verdanken.

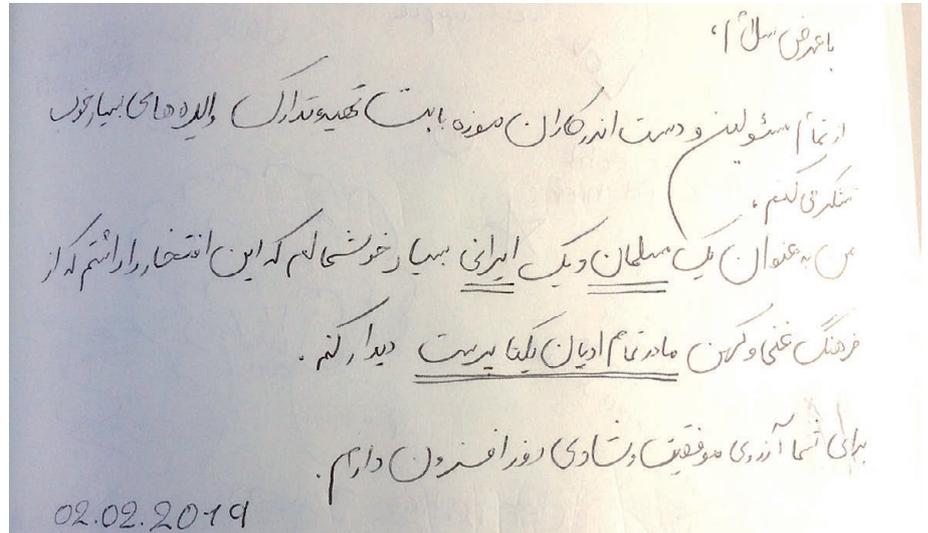
Die Gruppe gewinnt in der Raummitte den Blick auf den großen runden Tisch mit der Darstellung von Jahreslauf und

Feiertagen und darüber hinaus auf die blaue Neon-Leuchtschrift »Von hier« gerichtet, einen ersten Eindruck von Vielfalt und Konzeption: »L'chaim! Auf das Leben!« Das ist doch ein Motto, auf das man sich einlassen kann, und das sogar mit allen Sinnen.



Der Weg führt zunächst zu Thora und Synagoge, wo das neue Fotomaterial die Möglichkeit eröffnet, die konservativen, liberalen und orthodoxen Facetten des Judentums zu erläutern, dann, vorbei an den jüdischen Kumpels, dem jüdischen Schützenkönig, dem jüdischen Schalke-04-Vereinsvorsitzenden, zurück zur Vorstellung der Feiertage. Endlich ertönt auf Knopfdruck das Schofar, und während die erwachsenen Gäste sich eher von den silbern blinkenden Gerätschaften in den Vitrinen beeindrucken lassen, greifen die Jüngeren nach den Objekten auf dem Tisch, setzen die kurzen Videos in Gang und erörtern die figürliche Besetzung des ‚modernen‘ Chanukkaleuchters. Die Erwachsenen fragen nach der Schreibung ‚G'tt‘, die Kinder nach der hebräischen Schreibweise ihres Namens – wie gut, dass für jeden etwas dabei ist!

Und weil das so ist und sich immer wieder interessierte Nachfragen ergeben, dauert die Führung durch die neue Ausstellung deutlich länger. Nur wenig Zeit bleibt am Ende für die Lebenswege westfälischer Juden, den Blick auf



Liebes Museum, ich bedanke mich bei allen, die in diesem Museum arbeiten. Als ein persischer Muslim war es für mich sehr interessant, die Wurzel aller abrahamitischen Religionen zu besuchen.

den Synagogenbrand, den Bottroper Bücherkorb, den ein Besucher begeistert als »Qumran von Dorsten« bezeichnet. Aber, soviel Zeit muss sein, die Galerie sollte nicht vergessen werden. Schließlich führen Präsentation der »Migra-

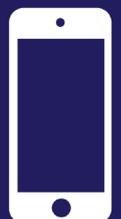
tionswellen« und die Diskussion des Heimatbegriffs von einer unvergessenen Vergangenheit hinüber in die Gegenwart und eine hoffentlich erfreuliche Zukunft: »L'chaim! Auf das Leben!«

Reinildis Hartmann



Eine Dauerausstellung in Zahlen

Dauer der Vorarbeiten:	3 Jahre
Zahl der vorbereitenden Team-Sitzungen:	ca. 120
Zahl der Beirats-Sitzungen:	3
Zahl der Beratungs-Workshops mit Besucher/innen-Gruppen:	4
Zahl der Räume für die neue Dauerausstellung:	4
Quadratmeter der Ausstellung:	320
Zahl der interaktiven Stationen:	10
Anfassbare Exponate:	ca. 35
Hörstationen (außer »Lebenswege«-Modul):	7
Landkarten:	4
»Horrorfotos«:	0
Vitrinen:	23
Teddybären:	2
Videos (außer »Lebenswege«-Modul):	5
Ausstellungskapitel:	9
Kinderstationen:	6
»Jüdische Lebenswege« – Anzahl der historischen Biografien in der Medienstation:	16
...davon Männer:	10
»Jüdische Lebenswege« – Zahl der Detailseiten:	277
Sachkosten der Ausstellung:	346.000 €
Zahl der Förderer:	11
Zahl der Förderanträge:	19
Mitarbeitende laut Impressum:	111
Noch ausstehende Themen-Kapitel:	3



Besuch aus London

**Herzlicher Empfang
im Museumsfoyer
(Foto: M. Fiedler)**



»Vielleicht kommt Lore Robinson, meine rheinisch-westfälische Freundin, ja irgendwann auch einmal als Zeitzeugin nach Dorsten.« Mit diesem Satz endete in der Schalom Nr. 79 meine Vorstellung als neue Mitarbeiterin des JMWW. Das war im Dezember 2016. Zwei Jahre später konnten wir feierlich die neue Dauerausstellung eröffnen. Und nicht lange nach der Eröffnung bekam ich Post von Lores Tochter aus London: »Wir planen einen Besuch in Dorsten.«

Lore Robinson war die Initiatorin unseres ersten Kindertransport-Projektes im Lernort Jawne, dem kleinen jüdischen Museum in Köln, durch das ich viele Zeitzeugen und Zeitzeuginnen kennengelernt habe. Lore war mit einem Kindertransport aus Köln nach England gerettet



**Tochter Jo Buchan
fotografiert die Aus-
stellungsstation, in
der es ein Foto und ein
Zitat von Lore Robin-
son zu sehen gibt.
(Foto: C. Lissner)**

worden. Aber ihre Eltern stammten nicht aus Köln. Ihr Vater, Friedrich Michel, kam aus Edesheim in der Pfalz, wo die Großeltern Weinbauern gewesen waren, und die Mutter, Änne Michel geb. Simons, stammte aus Olfen in Westfalen, wo sich die Familiengeschichte der Simons mehrere hundert Jahre zurückverfolgen lässt.

Am letzten Märzwochenende war es endlich wirklich soweit! Lore Robinson, inzwischen 95-jährig, kam mit Tochter Joanne und Schwiegersohn Gavin Buchan nach Dorsten. Was für ein wunderbarer Besuch! Lore war begeistert von der Ausstellung, dem ganzen Haus und dem Museumsteam, das fast komplett zu ihrer Begrüßung gekommen war. Wir erzählten ihr die Geschichten von Ilse Reifeisen und Anneliese Nußbaum, den mit einem Kindertransport geretteten westfälischen Kindern, die in der Ausstellung präsentiert werden. Und wir standen gemeinsam vor dem Foto der kleinen Lore auf einem Gartenzaun, die im Kapitel »Selbstbehauptung und Gegenwehr« für den mutigen Versuch steht, nicht alle Repressionen sofort zu akzeptieren, sondern sich zu widersetzen, solange das noch möglich ist. Lore, so ist es in unserer neuen Dauerausstellung dokumentiert, ging noch einmal mit ihrer Freundin ins Kino, obwohl an der

Eingangstür ein Schild hing »Für Juden verboten«. Die Freundin hatte blaue Augen und musste vorgehen, so kam auch Lore mit ihren dunklen Haaren und braunen Augen an der Eingangskontrolle vorbei. Schüler und Schülerinnen, die sich in Workshops mit der Geschichte von Lore und ihrer Familie auseinandersetzen, bewundern den Mut, mit dem ein jüdisches Mädchen sich im nationalsozialistischen Deutschland zu wehren versuchte. Mutig ist Lore ihr Leben lang geblieben. Kürzlich war sie noch mit der Enkelin in Tadschikistan. Und als ich sie einmal in London besuchte und wir kein Taxi fanden, brachte sie mir das Trampen im Feierabendverkehr einer Metropole bei.

Das Haus in Olfen, in dem Änne Simons aufgewachsen war, haben Lore und Joanne bei verschiedenen Besuchen in Westfalen fotografiert. Änne war die Tochter von Levi Simons und Julia Simons, geb. Löwenstein. Die Familie hatte Land rund um Olfen besessen, und Lore erinnert sich, dass die Mutter in den ersten Jahren der NS-Diktatur mehrmals ein Stück davon verkaufte, um die Familie über Wasser zu halten.

1939 hatten Friedrich und Änne Simons ihre beiden Kinder Lore und Walter ins sichere England geschickt und hofften,

bald wieder mit ihnen vereint zu werden. In Amsterdam warteten sie auf das Schiff nach Amerika, als die deutsche Wehrmacht die Niederlande überfiel. Lores Eltern wurden über Westerbork in das Konzentrationslager Bergen-Belsen deportiert. Bevor die Alliierten Bergen-Belsen erreichten, trieb die SS ca. 7000 jüdische Lagerinsassen in drei Todeszüge Richtung Theresienstadt. Änne Simons starb kurz nach der Befreiung aus dem dritten Zug in Tröbitz, Brandenburg an Typhus, der Vater starb 1950 an den Folgen der KZ-Haft in New York. Fast in jedem Jahr nimmt Lore Robinson mit ihrer Familie an der Gedenkfeier in Tröbitz teil.

Die jüdische Geschichte der Stadt Olfen hat Gertrud Althoff in einem 2000 erschienenen Buch bearbeitet, aber sie verfügte nur über bruchstückhafte Informationen zur Familie Simons. Der Besuch von Lore Robinson im Jüdischen Museum Westfalen war nicht nur eine große Freude, sondern auch eine Ermutigung, westfälisch-jüdische Familiengeschichten weiter zu erforschen, zu erinnern und mit der Gegenwart zu verknüpfen. Danke, liebe Lore!

Cordula Lissner

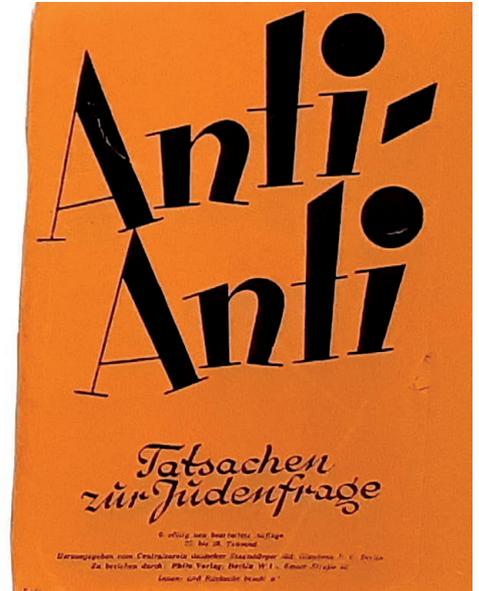
»Widersetzen,
solange das noch
möglich ist...«

»Antisemi...was? Reden wir darüber!«

ein Pilotprojekt zur pädagogischen Antisemitismuskritik



Aufklärungsversuche
der 1920er Jahre



Antisemitismus, die Feindschaft gegenüber Juden, begegnet vielen von uns täglich – seltener in direkter Form, oft aber über Umwege – und dann häufig un widersprochen. Gedenkstätten und jüdische Museen sind als außerschulische Lernorte für Schulen ein naheliegender Ansprechpartner, wenn es um die Themen Schoa und Erinnerungskultur oder gegenwärtigen Antisemitismus geht. Gedenkstättenpädagogische und antisemitismuskritische Bildungsarbeit ist darauf angelegt die historische Vermittlungsebene mit gegenwärtigen gesellschaftlichen Fragestellungen zu verknüpfen und steht somit kontinuierlich vor der Herausforderung, aktuelle Debatten in die pädagogische Arbeit einzubinden. Die Kommunikation und Tradierung antisemitischer Stereotype ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, das in allen Milieus stattfindet. Schüler*innen begegnen judenfeindliche Aussagen z.B. in sozialen Medien, in der Popkultur oder in politisch-populistischen Diskursen.

Antisemitismus nach 1945, so genannter »sekundärer Antisemitismus«, begegnet häufig unter dem Deckmantel einer »Erinnerungsabwehr« und der Forderung nach einem Schlussstrich im Hinblick auf die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus und die juristische oder gesellschaftliche Aufarbeitung der Verbrechen bis hin zur Relativierung oder Leugnung des

Holocaust. Oft geschieht dies durch den Verweis auf ein eigenes, kollektives Leid, Leugnung der gezielten Vernichtungsabsicht der Schoa oder dem In-Frage-stellen tatsächlicher Opferzahlen der NS-Verbrechen. Im sekundären Antisemitismus ist oft eine Verkehrung des Täter-Opfer-Verhältnisses zu finden: Jüdischen Menschen wird entweder eine Mitschuld an der Verfolgung und Vernichtung oder auch eine vergleichbare Täterschaft selbst zugeschrieben. Häufig findet sich die Unterstellung, Jüdinnen und Juden würden die Erinnerung an die Schoa für finanzielle Vorteile instrumentalisieren. Motive einer antisemitischen Täter-Opfer-Umkehr finden sich oftmals auch in Verknüpfung israelbezogener Antisemitismus, wie Vergleiche zwischen Nahostkonflikt und den NS-Verbrechen, oder einer einseitigen und undifferenzierten Darstellung Israels als Aggressor. Gegenüber anderen Diskriminierungsformen fällt beim sekundären Antisemitismus auf, dass Jüdinnen und Juden nicht als »Unterlegene« wahrgenommen werden, sondern als »Überlegene«, als machtvolles verschwörerisches Kollektiv imaginiert werden. Solche judenfeindliche Erklärungsmuster etwa finden wir aktuell in populistischen Diskursen, die auf die zahlreichen Herausforderungen der Globalisierung mit »einfachen« Feindbildern begegnen, zu denen auch »Israel« gehört.

Vor diesem Hintergrund sah sich das Jüdische Museum in Kooperation mit dem Geschichtsort Villa ten Hompel veranlasst, bestehende pädagogische Konzepte neu zu denken und zeitgemäße Formate und Inhalte für die Antisemitismusprävention zu entwickeln. Als Pilotprojekt für Westfalen angelegt und gefördert von der Landeszentrale für politische Bildung, werden zwischen September 2018 und Dezember 2019 Workshops durchgeführt, für die Materialien entwickelt und neue pädagogische Zugänge erprobt werden. Parallel dazu bekommen unsere Projektmitarbeiter*innen Fortbildungen zur antisemitismuskritischen Bildungsarbeit.

Die Schüler*innen bekommen in den Workshops einen Raum für eine eigene Auseinandersetzung mit erinnerungskulturellen Fragestellungen: Welche Identifikationspunkte hat für sie Auseinandersetzung mit der Schoa und den NS-Verbrechen, und welche aktuellen Berührungspunkte ergeben sich daraus? Was genau ist eigentlich Antisemitismus heute, in welchen Formen begegnet er uns im Alltag und in den Medien? Daran anknüpfend werden die Schüler*innen in unserem Setting zur Einordnung antisemitischer Denk- und Argumentationsmuster befähigt und dazu angeregt, eine eigene zivilcouragierte Haltung zu entwickeln. Die antisemitismuskritische Bildungsarbeit im Jüdischen Museum Westfalen und der Villa ten Hompel macht Diver-

sität positiv sichtbar und vermittelt auch jüdische Identitätskonstruktionen jenseits von Stereotypisierungen: Ein jüdisches Selbstverständnis ist mitunter äußerst unterschiedlich und vielfach eine unter vielen Facetten der eigenen Beschreibung.

In den Curricula und im Unterricht werden Jüdinnen und Juden oft beschränkt auf den Nationalsozialismus in ihrer Rolle als »Opfer« thematisiert und historisiert. Gleichzeitig gilt der Nahostkonflikt aufgrund seiner Komplexität als »Angstthema« für Lehrer*innen und politische Bildner*innen und wird mitunter umschifft. Auch dies können Gründe dafür sein,

dass sich Stereotype über Jüd*innen, etwa über Bezugspunkte von Jugend- und Subkulturen wie Musik verfestigen können – und »Du Jude« auf Schulhöfen als gesteigerte Form der Beschimpfung »Du Opfer« wahrnehmbar ist. Die vermeintliche Lösung des Problems liegt dabei oft in dem Besuch einer Gedenkstätte oder eines Jüdischen Museums. Grenzen eines solchen Besuchs werden oft übersehen, denn eine »Heilung« von geschlossenen Weltbildern ist so nicht zu leisten. Auch »Schock-therapien«, wie eine Konfrontation mit Leichenbergen aus NS-Vernichtungslagern, sind pädagogisch unsinnig und ein Verstoß gegen

»Angstthema« und Chance

pädagogische Grundsätze. Vielmehr kann eine Orientierung für die Zukunft erst dann erfolgen, wenn mit der pädagogischen Arbeit an den außerschulischen Lernorten auch die gegenwärtige Lebensrealität der Schüler*innen berührt wird. In der pädagogischen Auseinandersetzung mit antisemitischen Stereotypen ist der Versuch, diesen etwa mit einem Zeitzeugengespräch oder dem Besuch einer Gedenkstätte zu begegnen, oft der Annahme geschuldet, judenfeindliche Ressentiments ließen sich allein durch eine authentische Erfahrung oder den Besuch eines authentischen Ortes beseitigen. Dem gegenüber steht die Tatsache, dass moderner Antisemitismus teils nur über den Umweg eines imaginierten, vermeintlich mächtigem Feindbild funktioniert, das die Funktion hat, das eigene Selbstbild zu erhöhen – so dass die Konfrontation mit realen jüdischen Menschen und ihrem Verhalten ebenfalls ihre Wirkungsgrenzen hat. Für eine konstruktive Auseinandersetzung mit sekundärem Antisemitismus sind unsere Methoden und Inhalte darauf angelegt, die Pau-

schalisierung und Exotisierung jüdischer Menschen nicht weiter zu tradieren, sondern Konstruktionen von »Wir« und »Die« zu beschreiben und aufzubrechen.

Den Projekttagen im Jüdischen Museum Westfalen oder der Villa ten Hompel geht jeweils ein vorbereitender Workshop in der Schule voraus. Mit dieser »aufsuchenden Bildungsarbeit« eröffnet das Projekt den Schüler*innen ein Gesprächsangebot. Ein Modul, das als Einstieg in das Projekt »Antisemi...was?« entwickelt und bereits erprobt wurde, ist eine Wortwolke, die, zunächst als »stilles Schriftgespräch« geführt wird, in dem die Teilnehmer*innen ihre spontanen Assoziationen, Unsicherheiten und Fragen, aber auch Wünsche für inhaltliche Schwerpunktsetzungen im weiteren Projektverlauf äußern können. Hier können wir auf Augenhöhe das, was zu den Begriffen assoziiert wird, auffangen und sachgerecht einordnen. Im Zentrum steht dabei, dass unsere Perspektive ein Angebot ist und jeder Beitrag aus der Lerngruppe mit Wertschätzung behandelt wird. Im



ANTISEMI...was?
REDEN WIR DARÜBER!

weiteren Verlauf des Projekttagess erarbeiten die Schüler*innen anhand aktueller Beispiele, wie Äußerungen im Netz zum 27. Januar, dem Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus oder einem Interview mit dem Rapper Kollegah, in welchen Formen uns judenfeindliche Stereotype heute begegnen. Die Schüler*innen lernen dabei auch die Perspektive von Jüdinnen und Juden auf aktuellen Antisemitismus in Deutschland kennen.

Mit dem Pilotprojekt »Antisemi...was?« möchten wir den Grundstein dafür legen, dass außerschulische Antisemitismuskritische Bildungsarbeit in Westfalen als Präventionsmaßnahme verstetigt wird und so mehr junge Erwachsene erreichen kann.

Antje Thul und Peter Römer

Eine Langfassung dieses Artikels erscheint in der Zeitschrift »Lernende Schule« Nr. 87

Schülerpraktikum im Jüdischen Museum Westfalen

Ein Erfahrungsbericht

Im Januar und Februar 2019 habe ich ein Schülerpraktikum im Jüdischen Museum Westfalen gemacht. Ich gehe in die 10. Klasse der Fokus-Schule in Gelsenkirchen, eine LWL-Förderschule, Schwerpunkt Sehen, da ich starke Einschränkungen beim Sehen habe.

Da ich mich sehr für Geschichte und auch für das Judentum interessiere, wollte ich mein Praktikum gern in einem Museum absolvieren. Das Jüdische Museum in Dorsten bot mir die Gelegenheit dazu. Dort konnte ich eine Reihe von unterschiedlichen Aufgaben erledigen. Dazu zählten Recherchen zu verschiedenen Themen wie z.B. Rabbinerinnen in Deutschland. Bei weiteren Recherchen untersuchte ich, welche Presseberichte zur neuen Dauerausstellung und zur aktuellen Wechselausstellung (Regina Jonas) erschienen sind.

Daneben durfte ich auch mit einigen Originaldokumenten arbeiten. Spannend war eine Sammlung von Argumenten gegen den Antisemitismus in der Weimarer Republik. Auf kleinen Handzetteln fanden die Juden Argumentationshilfen. Da die Druckschrift sehr klein ist, nutzte ich zum Lesen eine Lupe. Des Weiteren half ich dem Kurator beim Erfassen einiger Reliefs aus Bronze und Aluminiumguss. Wir haben den Reliefs einen Namen zugewiesen, das Material bestimmt und alles vermessen.

Da die neue Dauerausstellung Hilfen für Blinde und Menschen mit eingeschränkter Sehfähigkeit bekommen soll, habe ich mit zwei Mitarbeitern des Museums



einen Rundgang durch die Ausstellung gemacht. Dabei fielen mir einige Dinge auf. So ist der Text auf manchen Tafeln für Menschen mit Sehbehinderungen wie bei mir zu klein gedruckt. Auch benötigen wir ein helleres Licht, als es in Ausstellungen meist üblich ist. Hier erfuhr ich aber vom Kurator, dass zu viel Licht für einzelne Exponate auch schädlich sein kann. Schön ist in der neuen Ausstellung, dass man einiges anfassen darf. Da würde ich mir noch mehr wünschen, so könnte man bei der Torarolle einen kleinen Pergamentbogen auslegen, um zu ertasten, was Pergament ist und wie es sich anfühlt.

Hilfreich wäre es auch, wenn Sehbehinderte einen Rundgang vorgegeben bekommen, der z.B. mit Hilfe eines Audioguides einen Weg beschreibt.

Daneben konnte ich immer wieder bei den museumspädagogischen Angeboten hospitieren. Ich habe an Führungen teilgenommen und an Workshops zum Thema Antisemitismus und zur hebräischen Sprache (den eigenen Vornamen auf Hebräisch schreiben).

Insgesamt habe ich viel Neues kennengelernt. Besonders spannend war ein Besuch im Magazin des Museums, wo ich viele wertvolle Exponate sehen und z.T. auch anfassen durfte, darunter ein Buch

aus dem Jahr 1542 von Martin Luther.

Ich werde meinen Mitschüler*innen über spannende drei Wochen im Jüdischen Museum Westfalen in Dorsten berichten können.

Ricarda Keller

Für das Jüdische Museum Westfalen war Ricarda die erste Praktikantin, die sich mit einem Handicap (eingeschränkte Sehfähigkeit) bei uns beworben hat. Für uns, die wir sie betreut und mit ihr gearbeitet haben, bedeutete dies, mit einem im wahrsten Sinn des Wortes anderen Blickwinkel und mit z.T. anderen Fragestellungen an die ihr gestellten Aufgaben heranzugehen. So hat nicht nur Ricarda ein, wie sie selbst sagt, spannendes Praktikum absolvieren dürfen, auch wir haben mit Blick auf inkludierende Maßnahmen für die neue Dauerausstellung wichtige Anregungen aufnehmen können.

Thomas Ridder



»Ein anderer Blick aufs Museum!«

Pessach



Das Pessachfest findet im Frühling statt. Juden feiern an Pessach die Befreiung aus der Sklaverei und den Auszug aus Ägypten.

Die Geschichte ist viele tausend Jahre her. In Ägypten regierte ein böser König, der Pharao. Er machte die Juden zu Sklaven. Eines Tages fand die Tochter des Pharaos ein jüdisches Kind. Das Kind trieb in einem Korb auf dem Fluss. Sie zog es groß und nannte es Mose. Als Mose erwachsen war, flehte er den Pharao an, die Juden gehen zu lassen.

Der Pharao wollte das nicht. Gott half Mose und schickte zehn schreckliche Plagen über die Ägypter. Da bekam der Pharao Angst und ließ die Juden gehen. Mose brachte sie nach Hause.

Das Fest beginnt mit dem Sederabend. Seder ist hebräisch und heißt Ordnung. Familie und Freunde treffen sich zum Essen. Auf dem Tisch steht die

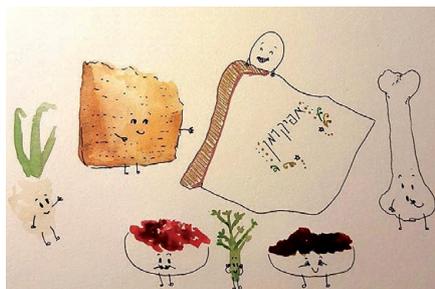
Sederplatte. Alle Speisen darauf erinnern an den Auszug aus Ägypten.

Eine Speise könnt ihr selbst zubereiten: Das Charosset. Diese Speise soll an den Lehm erinnern, aus dem die Juden Ziegelsteine herstellen mussten.

Du bist neugierig geworden? Zu diesem und anderen Feiertagen bieten wir Workshops im Museum an. Du kannst für dich und deine Klasse einen Termin bei uns vereinbaren:

lernen@jmw-dorsten.de

Mareike Fiedler



Rezept für

Apfel-Mandel-Charosset

Zwei Äpfel entkernen, schälen und raspeln und in eine Schüssel füllen

Saft von $\frac{1}{4}$ Zitrone hinzufügen

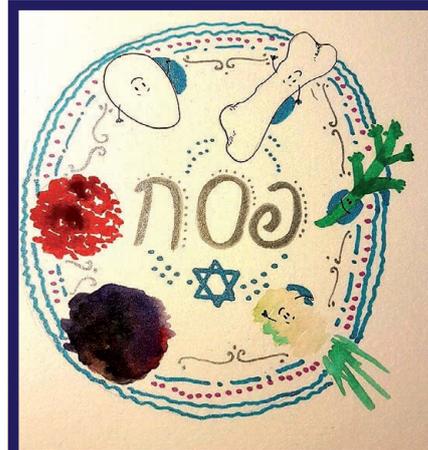
$\frac{1}{4}$ Packung gehackte Mandeln hinzufügen

1 TL Zucker hinzufügen

$\frac{1}{4}$ TL Zimt hinzufügen

alles zu einem dicken Brei vermengen und abschmecken

Du kannst auch noch ein paar Rosinen, klein gehackte getrocknete Datteln oder Feigen hinzufügen.



Das Pessachfest findet im Frühling statt. Juden feiern an Pessach die Befreiung aus der Sklaverei und den Auszug aus Ägypten.

Israel – Neue Impulse für die Museumspädagogik

Ein Workshop für Gedenkstättenpädagoginnen und -pädagogen im Herbst 2018



Foto: Stefan Querl

der Gedenkstätten in NRW und Yad Vashem in Israel besteht seit 2014 ein Kooperationsvertrag. Zusammen mit dem Center for Educational Technology (CET) in Tel Aviv und der deutsch-israelischen Schulbuchkommission sowie der Landeszentrale für politische Bildung NRW hatten Gedenkstättenpädagog*innen die Gelegenheit, neues digitale Bildungsmaterial zur deutsch-israelischen Geschichte kennenzulernen.

Material »Zweier Heimatländer Schmerz – Deutschsprachige Einwanderer nach Palästina in den 1930er Jahren« Schüler*innen ein Bild von der Vielfalt der deutsch-jüdischen Einwanderungsbewegung, die die israelische Gesellschaft bis heute prägt. Diese Perspektive ist auch für die Arbeit in Gedenkstätten in NRW bei der Vermittlung deutsch-jüdischer Geschichte jenseits der Shoah interessant. Martin Liepach (Jüdisches Museum Frankfurt) und Dirk Sandowski (Georg-Eckert-Institut), haben die Entwicklung der Materialien begleitet und betonten, dass die jüdische Geschichte in der schulischen wie auch außerschulischen Bildung nicht auf den Nationalsozialismus reduziert werden dürfe, da dieses, verbunden mit den häufig unkonkret eingeordnetem antisemitischen Bild- und Quellenmaterial in Schulbüchern dazu führe, dass sich ein Bild von Jüd*innen als Opfer in den Köpfen junger Menschen festsetze. Auch fehle im Schulunterricht in der Regel eine Reihe zur israelischen Staatsgründung und eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Nahost-

Im Oktober 2018 flog unsere Mitarbeiterin Antje Thul mit anderen Kolleg*innen aus dem Arbeitskreis der NRW-Gedenkstätten nach Israel. Neben der Vorstellung und Begutachtung neuer Bildungs-Materialien, in die auch Quellen und didaktische Überlegungen aus den Gedenkstätten in NRW mit eingeflossen sind, stand auch ein Aufenthalt in Jerusalem auf dem Programm, um einige Exponate für die neue Ausstellung zu ergattern.

Zwischen der Landesregierung Nordrhein-Westfalen, dem Arbeitskreis

Die Nutzung digitaler Inhalte in der Schule ist in Israel, z.B. um online Schüler*innen in abgelegenen Gebieten unterrichten zu können, aber auch im Schulalltag verbreitet. Gemeinsam mit Kolleg*innen aus Yad Vashem und dem CET wurde auch über eine mögliche Übertragung in die museums- und gedenkstättenpädagogische Arbeit gesprochen. Allen während des Austauschs besprochenen Bildungsmaterialien gemeinsam ist, dass sie Aspekte der deutsch-jüdischen Geschichte vermitteln und auch multiperspektivisch Anknüpfungspunkte an die Gegenwart bieten. So vermittelt das

konflikt, was zu einem diffusen und eher negativ behaftetem Israelbild bei Schüler*innen in Deutschland führe.

Die Materialien sind eine sinnvolle Ergänzung der Darstellung Israels in den deutschen Schulbüchern. Alfons Kenkmann, Professor für Geschichtsdidaktik (Universität Leipzig) und Vorsitzender des veranstaltenden Arbeitskreises, unterstützte die Ausführungen und kritisierte insbesondere, dass Schulbuchautoren, den Staat Israel nur auf seine vermeintlich kriegstreibende Rolle im Nah-Ost-Konflikt reduzieren. Um in Schulen und außerschulischen Bildungseinrichtungen andere Blickwinkel und Perspektiven zu ermöglichen, werden die

»Flashes of Memory: Fotografie im Holocaust« zu besichtigen und konnte sich unter der kundigen Anleitung von Dirk Sandowski auf Entdeckungstour durch das Templerviertel Sarona machen.

Der Aufenthalt von Antje Thul in Israel war für das Jüdische Museum Westfalen auch unter einen anderen Gesichtspunkt ein Gewinn. Im Oktober 2018, wenige Wochen vor der Eröffnung der neuen Dauerausstellung galt es, für unseren neuen großen Tisch, an dem exemplarisch jüdische Feste und Feiertage sowie der jüdische Kalender erklärt werden, die letzten »Alltagsjudaica« zu besorgen. Die Auswahl in Westfalen ist da eher bescheiden und

(natürlich die aus Safed) und zahlreiche bunte Kippot ins Reisegepäck wandern und mit nach Deutschland kommen.

Insbesondere die Kippot, allen voran die zu »BVB«, »ACDC« und dem »Krümelmonster« erfreuen sich bei unseren Gästen in der neuen Dauerausstellung großer Beliebtheit. Und leider müssen wir vielen Besucher*innen auch sagen, dass wir eine Schalke-Kippa leider nicht auftreiben konnten.

Aber wer weiß, vielleicht haben ja eine Leserin oder ein Leser Lust, uns eine Schalke-Kippa zu häkeln? Wenn ja, melden Sie sich bei uns unter lernen@jmw-dorsten.de. Als Dank winkt

»Israel – multiperspektivisch«

Materialien auf Deutsch und Hebräisch verfügbar sein und können so auch für Schüleraustausche genutzt werden.

Für die israelische Seite hat das CET weitere Themen ausgearbeitet, damit auch israelische Schüler*innen die Geschichte Deutschlands besser kennenlernen. Neben Übersetzungsarbeiten werden auch medien- und datenschutzrechtliche Fragen zu klären sein, bevor das Material auch im Unterricht in Deutschland eingesetzt werden kann. Das Jüdische Museum hingegen hat einige interessante Impulse für die Arbeit mit Schüler*innen mitgenommen, um, wie es auch in der neuen Dauerausstellung und in der Pädagogik schon seit langem verankert ist, die jüdische Geschichte in Deutschland auch als eine vielfältige und gegenwärtige zu vermitteln.

Umrahmt wurde der fachdidaktische Austausch durch ein interessantes Rahmenprogramm. So hatte die Gruppe bei einem Besuch in Yad Vashem die Gelegenheit, die Sonderausstellung

das Handeln in der Jerusalemer Altstadt macht doch auch mehr Spaß als eine »profane« Online-Bestellung! Und da ein großer Koffer mit dabei war, konnten eine Chanukkia, ein Hawdalaset, Kerzen

eine kleine Überraschung aus unserer Buchhandlung und einmal freier Eintritt für zwei Personen in unsere neue Ausstellung »L'chaim! Auf das Leben! Jüdisch in Westfalen«



Sefer Tora

304.805 kalligraphisch geschriebene Buchstaben



Jede Gemeinschaft hegt einen Schatz überlieferungswürdiger Erzählungen, die an die kommenden Generationen weitergegeben werden sollen. Wird die Kette der mündlichen Überlieferung brüchig oder drohen die Inhalte verfälscht zu werden, entschließt man sich, diese zu verschriftlichen. Wichtiges und Wertvolles zu ehren, zu verehren und zu schmücken ist naheliegend. Die heiligen Schriften der Religionsgemeinschaften sind Beispiele dafür. So haben sich auch im Judentum vielfältige Formen der Kalligraphie entwickelt; für den religiösen Bereich hat sich vor Jahrhunderten diesbezüglich ein Beruf etabliert – der Sofer STaM. Sofer heißt Schreiber, und hinter dem Akronym STaM verbergen sich die Worte Sefer Tora/Torarolle (S), Tefillin/Gebetsriemen (T) und Mesusa/Türpfosten (M; das a wird wegen der Aussprechbarkeit eingefügt.). Die zentrale Überlieferung im Judentum ist die Tora (hier: Fünf Bücher Mose), die im Laufe eines Jahres in 54 Abschnitten weltweit in den Synagogen verlesen wird – seit Jahrhunderten an jedem Schabbat.

Was ist nun bei der Anfertigung eines so wichtigen und wertvollen Sefer Tora zu beachten? In den Traktaten ‚Soferim/die Schreiber und ‚Sefer Tora‘, die nicht zum Kanon des Talmuds gehören (aber trotzdem in manchen Ausgaben mit abgedruckt sind), werden die Regeln für das Abfassen einer Torarolle und die Gebote für den Schreiber detailliert diskutiert und festgelegt. Der Text muss von einem dafür ausgebildeten, frommen Schreiber geschrieben werden, der sich mit etwa 4.000 Regeln vertraut gemacht hat und diese im Alltag umsetzt, denn ein religiös korrekter Lebenswandel wird erwartet. (Hier wird die traditionelle Sichtweise des orthodoxen Judentums vorgestellt. Für liberale Gemeinden gelten mit einer Ausnahme die gleichen Regeln, hier könnte auch eine Schreiberin eine Torarolle anfertigen, die allerdings für einen orthodoxen Gottesdienst untauglich wäre.)

Als Textträger der Worte der Tora werden Häute von koscheren Tieren verwendet; das sind z.B. Rinder oder Schafe, also Tiere, die auch nach den jüdischen Spei-

seregeln verzehrt werden dürfen, da sie rituell rein sind. Die Häute werden eingeweicht, mit Kalk behandelt, aufgespannt und mit einem Messer so geschabt, dass das Leder nachher möglichst dünn ist, um gut aufgewickelt werden zu können. Die für einen Sefer Tora nötigen etwa 65 cm hohen Pergamentstücke werden mit ebenfalls koscheren Fäden zu einer Rolle aneinandergenäht. Auf den 42 Zeilen, die in 245 Spalten angeordnet sind, wird der hebräische Konsonantentext der fünf Bücher Mose geschrieben. Die lange Rolle wird an ihren Enden an zwei Holzstäben befestigt, die länger sind als die Rolle hoch ist, und kann so an den unten an den Stäben angebrachten Griffen gefasst werden. Diese Stäbe heißen Ez Chajim – Baum des Lebens. Im Traktat Pirke Avot/Sprüche der Väter (6,7) heißt es: »Groß ist die Tora, denn sie gibt Leben denen, die sie tun. [...] Ein Baum des Lebens ist sie für die, die an ihr festhalten, und glücklich der, der sie stützt.«

Der Sofer nutzt für sein Werk eine spezielle schwarze Tinte, die aus Ruß,

Gallapfel, arabischem Gummi, Eisenvitriol und Wasser zusammengesetzt ist. Dieses Gemisch entfaltet nach mindestens zwei Monaten Lagerzeit seine gebotene Schwärze und ist unlöslich. In früheren Jahrhunderten schrieb der Sofer mit einem Schilfrohr oder einer Vogelfeder, die heute noch weitverbreitet Gebrauch findet. Metallfedern werden ‚neuerdings‘ durchaus genutzt. Gedruckte oder vom Computer angefertigte Exemplare sind nicht akzeptabel; ein Sefer Tora wird von Menschenhand mit Tinte und Feder geschrieben.

Nachdem all diese Vorarbeiten getätigt sind, beginnt der Schreibprozess. Der Sofer beginnt sein Werk mit den ersten Worten der Tora »bereschit bara älohim et ha-schamajim weet ha-aráz .../Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde...« und beendet sein Werk sechs Monate bis ein Jahr später mit den Worten aus der Schlusspassage des fünften Buches Mose. Das Schreiben der letzten Worte bleibt jedoch den Stiftern und Honoratioren etc. vorbehalten bzw. diese legen eine Hand auf den Arm des Sofer, so dass sie quasi die Schreibenden sind – eine besondere Ehre während der Einweihungsfeier der Torarolle/Hachnasat Sefer Tora.

Geschrieben wird der Text in der sog. assyrischen Quadratschrift; Raum für eine kreative Gestaltung der Schriftzeichen ist nicht gegeben; auch die Taggin/Krönchen auf sieben Buchstaben – Schin, Ajin, Tet, Nun, Sajin, Gimel, Zade; so der Talmud – sind vorgegeben. (Luther-Bibel-LeserInnen der Bergpredigt Jesu sind mit dem Gedanken vertraut, sagt Jesus doch in Mt 5,18: »Bis Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüpfelchen vom Gesetz.« Mit den Krönchen/Tüpfelchen/קראי sind die Buchstabenverzierungen in der Torarolle gemeint. Jesus steht demnach für die genaue Einhaltung des Wortlautes der Tora und die Ver-

zierung der Buchstaben ein.) Es geht hier demnach weniger um ein künstlerisches Werk, in dem der Schreiber seine Kreativität ausleben kann, sondern um die Einhaltung von mehr als 150 Schreibanweisungen, also um die in äußerster Exaktheit ausgeführte Arbeit: Unterläuft dem Sofer ein Fehler, ist der Sefer Tora unbrauchbar. Besteht Zweifel daran, ob ein Buchstabe korrekt lesbar ist, ruft man eine Instanz an, die überrascht: Ein Kind, das gerade so weit im Lernprozess des Hebräischen fortgeschritten ist, dass es gut die Buchstaben kennt, aber noch nicht so weit ist, dass es den Wortlaut der Tora beherrscht, soll den Text lesen; liest es das betreffende Wort richtig, ist der Buchstabe korrekt geschrieben und muss nicht ausgebessert werden. Heute geht man mit der Zeit, und computergestützte Scannerverfahren übernehmen die Überprüfung der Torarollen.

Um die existentielle Tragweite der Anfertigung einer Torarolle zu ermessen, muss man sich vor Augen halten, was im Traktat Pirke Avot (1,2) steht: »Schimon der Gerechte pflegte zu sagen: Auf drei Dingen steht die Welt, auf der Tora, auf dem Gottesdienst und auf den Liebestätigkeiten.« Für den gläubigen Juden bildet der Toratext das Fundament der Welt, ihm gebührt größte Hochachtung, und die korrekte Überlieferung ist geboten. Das hat dazu geführt, dass zweitausend Jahre alte Torarollen – bis auf wenige unwesentliche Kleinigkeiten – im Vergleich mit einem heutigen Sefer Tora den identischen Buchstabenbestand zeigen. (So exakt auch die Texttradition ist, so vielfältig, kreativ und phantasievoll ist die Kommentierung dieses Textes durch die Jahrhunderte – aber das ist ein anderes Thema!)

Gleich welcher Strömung eine jüdische Gemeinde angehört, immer gilt der heilige Charakter der Tora. Sie wird nicht nur bei ihrer Einführung in die Synagoge jubelnd gefeiert, sondern auch – wenn

sie unbrauchbar geworden ist – betrauert und auf dem jüdischen Friedhof beerdigt. Rabb. Bruno Kirschner resümiert im Jüdischen Lexikon (Bd. IV/2, Sp. 983f.): »So nimmt die Tora, wie in religiöser, kultischer und volkpsychologischer Hinsicht, auch in buchtechnischer und buchgeschichtlicher Beziehung eine kulturelle Sonderstellung ein.«

Noch ein Wort zu den beiden weiteren Aufgaben des Sofer: das Schreiben von Mesusa und Tefillin. Eine Mesusa meint ein kleines Pergamentstück, das in ein kleines Rohr aus z.B. Metall oder Holz (Bet Mesusa/Haus der Mesusa) gerollt wird. Darauf sind vom Sofer zwei Passagen aus dem Glaubensbekenntnis/dem Schema (5. B. M. 6,4-9; 11,13-21) geschrieben. Alle Wohnräume (außer Bad, Toilette) erhalten am unteren Rand des oberen Drittels vom rechten Türpfosten eine Mesusa. Beim Betreten des Wohnraumes berührt die Hand die Mesusa, und manche führen die Finger dann zum Mund oder küssen sie. Durch die Mesusa soll der Mensch an die Einheit Gottes und seine Gebote erinnert werden. Zum Gebet legen Männer (in liberalen Gemeinden auch manche Frauen) Tefillin/Gebetsriemen an. An diesen Riemen sind zwei Kapseln angebracht, die die bereits genannten Textabschnitte aus dem fünften Buch Mose und aus dem 2.B.M. die Verse 13,8-10.11-16 enthalten. Die Gebetskapseln liegen einmal am linken Oberarm auf Höhe des Herzens und auf der Stirn. Der Verstand, die Haltung und die Tat sollen von Gottes Gebot geleitet werden.

Es verwundert nicht, dass ein Rabbi laut Talmud (Eruvin 13a) einem Sofer folgende Weisung gibt: »Mein Sohn, sei vorsichtig bei deiner Arbeit, denn sie ist Arbeit des Himmels.«

Walter Schiffer



Vor 90 Jahren: Das Massaker von Hebron im August 1929

Im Jahr 1929 lebten in Hebron, einer Stadt 30 Kilometer südlich von Jerusalem, ungefähr 20.000 Einwohner, von denen rund 700 jüdischen Glaubens waren. Das Zusammenleben der jüdischen und arabischen Bevölkerung der Stadt hatte sich bis dahin relativ friedlich und ruhig gestaltet. Durch zunehmende Konflikte zwischen den verfeindeten jüdischen und arabischen Nationalbewegungen im Kontext des Völkerbund-Mandats für Palästina, das Großbritannien seit 1920 innehatte, war es aber auch in Hebron bereits vereinzelt zu Ausschreitungen und Angriffen, beispielsweise auf jüdische Geschäfte, gekommen. Diese Vorkommnisse waren jedoch in keiner Weise vergleichbar mit den Ereignissen des Augusts 1929.

In diesem Monat spitzte sich die Situation zwischen den Nationalbewegungen immer weiter zu und als Auslöser des Massakers von Hebron gilt heute ein Streit um die Nutzung der Klagemauer in Jerusalem. Beide Gruppen betrachteten die Klagemauer als wichtiges Symbol, weshalb ihre Anhänger dort vermehrt für Demonstrationen und politische Veranstaltungen zusammenkamen. Am 23. August eskalierte der Konflikt schließlich und es kam zu gewaltsamen Ausschreitungen zwischen beiden Bewegungen. Insbesondere auf arabischer Seite machte eine Vielzahl von extra für eine Kundgebung angereiste Gruppe von Bauern von Schusswaffen Gebrauch. Für eine kurze Zeit gerieten die Unruhen dabei völlig außer Kontrolle und sie konnten von der schlecht vorbereiteten britischen Polizei nur schwer eingedämmt werden. Gleichzeitig machten Gerüchte

die Runde, dass gewaltbereite Zionisten friedlich betende Muslime überfallen und deren heilige Orte besetzt hätten.

Diese Gerüchte erreichten noch am selben Tag Hebron und gingen mit ersten Angriffen auf jüdische Bewohner einher. Die ortsansässigen britischen Polizeikräfte in Hebron befahlen den Juden, in ihren Häusern zu bleiben und versuchten, die jüdische Bevölkerung möglichst umfassend zu schützen. Trotz dieser Schutzmaßnahmen wurde ein aus Polen stammender jüdischer Student noch am Abend des 23. Augusts von einer Gruppe Araber auf offener Straße getötet. Am Morgen des folgenden Tages, einem Samstag, begannen schließlich die Ereignisse, die heute als »Massaker von Hebron« bezeichnet werden: Mit Messern und Beilen bewaffnet stürmten Araber jüdische Geschäfte, Synagogen und Wohnungen, plünderten und zerstörten diese und verletzten, folterten, vergewaltigten und töteten deren Besitzer und Bewohner. Als es der überforderten und unterbesetzten Polizei schließlich gelang, Herr der Lage zu werden, waren 67 Juden tot, darunter 12 Frauen und drei Kinder. Auf Seiten der Araber waren neun Todesopfer zu ermitteln, die teilweise von britischen Polizisten erschossen worden waren. Dass nicht noch mehr Juden während des Massakers ermordet worden sind, ist dem Teil der arabischen Bevölkerung zu verdanken, der sich nicht an dem gewaltbereiten Mob beteiligte. Unter Gefährdung des eigenen Lebens versteckten zahlreiche Araber ihre jüdischen Nachbarn in ihren Wohnungen oder stellten sich schützend vor sie. Berichte sprechen von 435 Juden, die gerettet werden konnten, indem sie versteckt wurden.

Nach dem Massaker wurden die überlebenden Juden aus Hebron nach Jerusalem evakuiert und mussten ihre Häuser und Großteile ihres Besitzes hinter sich lassen. Somit endete die 3000-jährige



jüdische Besiedlung Hebrons vorerst. Eine spätere Rückkehr der Bewohner lehnten die verantwortlichen Briten aus Sicherheitsgründen ab, ebenso wie eine konsequente Aufarbeitung der Geschehnisse und eine finanzielle Entschädigung, die Auslöser neuer Unruhen hätte sein können. Letztlich wurden 25 Araber wegen Mordes zum Tode verurteilt und drei tatsächlich hingerichtet. Die Todesstrafen der anderen sowie die Todesstrafen zweier Juden wurden in lebenslange Haftstrafen umgewandelt. Doch längst nicht alle Täter wurden verhaftet und verurteilt. 1931 kehrten die ersten Juden nach Hebron zurück, fünf Jahre später mussten sie Hebron aufgrund neuer Unruhen jedoch bereits wieder verlassen, bevor sie 1967 nach dem Sechstagekrieg erneut zurückkehren durften. Bis heute stellt Hebron einen immer wieder umkämpften Schauplatz des Nahost-Konfliktes dar.

60 Jahre Germania Judaica

Zur Geschichte einer deutsch-jüdischen Gedächtniseinrichtung im Rheinland



**Besuch von Bundespräsident Gustav Heinemann am 12.8.1971 in der GJ.
Von links nach rechts: Klaus von Dohnanyi, Gustav Heinemann,
Hilda Heinemann, Heinrich Böll, Katharina Focke. Fotograf: Max Jacoby**

Wer sich auf Spurensuche im Bereich deutsch-jüdischer Geschichtskultur be gibt, den führt es früher oder später ins Rheinland nach Köln: Die Kölner Bibliothek zur Geschichte des deutschen Judentums Germania Judaica e. V. nimmt mit ihren Beständen seit 1959 eine bemerkenswerte Stellung als Forschungseinrichtung und Gedächtnisinstitution für deutsch-jüdische Geschichte ein.

Während ihres sechzigjährigen Bestehens hat sie sich zu einem unschätzbar wertvollen Informationszentrum zur

Geschichte jüdischen Lebens entwickelt. Heute genießt sie als wissenschaftliche Spezialbibliothek europaweit hohes Ansehen. Mit ihren Wissensbeständen und der fachlichen Expertise hat sie für Generationen von Lehrern, Schülern, Studierenden und Wissenschaftlern Wissen für neue Erkenntnisse fruchtbar gemacht und das Gefühl für gesellschaftliche Verantwortung gestärkt.

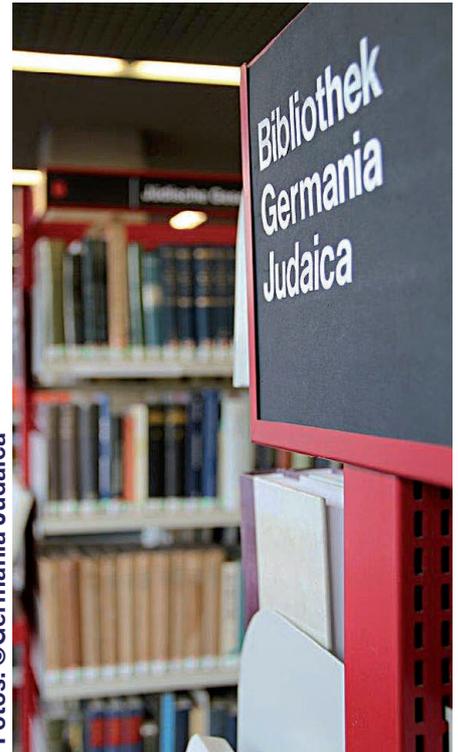
Dabei ist die Geschichte der Germania Judaica Erfahrungsgeschichte und Spiegel zeitgenössischer Geschichtskultur

sowie bundesrepublikanischer Vergangenheitspolitik zugleich, ist ihre Entwicklung doch gerahmt von gesellschaftlichen Debatten und Paradigmenwechseln. Ein Blick auf ihren Entwicklungsprozess legt mentalitätsgeschichtliche Spuren frei: Die Gründung der Germania Judaica im Jahr 1959 fällt in eine Zeit, die aus der Binnenperspektive betrachtet, als engagierte Reaktion von Bürgern zu verstehen ist. Ihr Aufbau verlief etwa zeitgleich mit der Konsolidierung deutsch-jüdischen Lebens in der Bundesrepublik und dem Gemeindefriedaufbau, der

»Es ist dieselbe Unkenntnis, die heute



Fotos: ©Germania Judaica



für viele jüdische Überlebende an die Entscheidung geknüpft war: Gehen oder Bleiben? Angesichts des offen zur Schau getragenen Antisemitismus, der sich in Friedhofsschändungen und der Schändung der Kölner Synagoge in der Roonstraße an Heiligabend 1959 artikuliert, erscheint die Gründung der Germania Judaica, die durch Wissensvermittlung diese Tendenzen abwehren sollte, heute umso bedeutender.

Mit Inkrafttreten der Satzung am 28. Februar 1959 gründeten Kölner Kulturschaffende – ihren jüdischen Mitbürgern verpflichtet – eine Institution, die den jüdischen Wissensstand bewahren, Verlorenes wiederaufspüren und durch Vermittlung von Wissen über jüdische Geschichte, Religion und Tradition antisemitischen und intoleranten Tendenzen entgegenwirken sollte. So lautet die programmatische Gründungsformel des Vereins:

»Die Bibliothek Germania Judaica [...] ist gegründet worden aus der Erkenntnis, daß die Öffentlichkeit nur in unzureichendem Maße über die Geschichte des Judentums in Deutschland informiert ist. Diese Unkenntnis hat in der Vergangenheit die Propagierung von Vorurteilen ermöglicht. Es ist dieselbe Unkenntnis, die heute noch die alten Vorurteile nährt. [...] Es soll die Aufgabe der Germania Judaica sein, Bücher und Dokumente aller Art zu sammeln, die geeignet sind, das Judentum in unserem Land bekannter zu machen. [...] In den Räumen der Bibliothek werden auch Gespräche stattfinden. [...] Eins der Ziele dieser Gespräche ist die Klärung der Begriffe, die Reinigung der Umgangssprache vom Vokabular des Vorurteils. [...]«

Das Ziel engagierter Kölner, unter den Bedingungen der Nachkriegszeit ein Gedächtnisforum mit jüdischem Wissensbestand einzurichten, ist dabei einzigartig

in der Geschichte der Bundesrepublik. Bemerkenswert ist die Entstehung aus dem Impuls einer »Geschichte von unten«: So waren die Gründer zwanzig Jahre vor den Anfängen der zivilgesellschaftlichen Geschichtsbewegung in den lokalen Geschichtswerkstätten der 1970er und 1980er Jahren ihrer Zeit voraus. Eng verbunden mit der Geschichte der Bibliothek sind die Personen, die ihre Entwicklung entscheidend prägten. Zu den Gründervätern gehörte kein geringerer als der Schriftsteller Heinrich Böll, der 1959 zum 1. Vorsitzenden gewählt wurde und der sich unermüdlich als Sprachrohr gegenüber Stadt und Land für die Sicherung ihres Fortbestandes einsetzte – da abgesehen von öffentlicher Anerkennung, manch finanzielles Tal überwunden werden musste.

Die Anfänge waren provisorisch: Ebenso wie der neugegründeten jüdischen Gemeinde, stellte die Stadt Köln der

noch die alten Vorurteile nährt.«

Germania Judaica zu Beginn der 1960er Jahre zunächst Behelfsräume in der Merlostraße zur Verfügung. Mit einem Gründungsbestand von 180 Büchern in einem stadtkämmerlichen Glasschrank im Jahr 1960, wuchs die Anzahl jüdischer Periodika durch akribisches Sammeln sowie antiquarische und wissenschaftliche Expertise stetig. Mit wachsendem Bestand, ergab sich Mitte 1970er Jahre auch der Bedarf größerer Räumlichkeiten. Die 1979 neuerrbaute Zentralbibliothek am Kölner Neumarkt bot der Germania Judaica ein neues Dach. Architektonisch eingegliedert in die Zentralbibliothek, wahrte sie jedoch ihre Eigenständigkeit. Und auch finanziell bot sich eine verlässliche Absicherung, indem die Einrichtung durch das Land NRW, die Stadt Köln und den Verein abgesichert werden konnte. Mit den wachsenden Beständen und dem neuen zentralen Standort einher, ging auch eine breitere öffentliche Wahrnehmung und eine Breitenwirkung, die mit akademischer Expertise korrespondierte und es den Mitarbeitern erlaubte internationale Wissensbrücken

zu anderen Bibliotheken, Archiven und Museen zu schlagen (darunter zum Leo Baeck Institute in New York) und technische Recherchemöglichkeiten für die Benutzer weiter zu entwickeln.

Heute bietet die Germania Judaica einen Bestand mit nahezu 90.000 Publikationen zu jüdischer Geschichte, Kultur und Religion in Freihandbestand und Magazin, der sukzessive mit Neuerwerbungen ergänzt wird. Für ihre Benutzer erschließt sie in einem umfangreichen Sammlungskonzept strukturell-systematisch die Geschichte des deutschsprachigen Judentums vom 17. Jahrhundert bis heute, Publikationen zu den Themen Antisemitismus, Zionismus und Israel, bietet Forschungen zur jüdischen Regional- und Lokalgeschichte, zur Darstellung der Juden in der Literatur sowie Biografien, Jüdische Zeitungen und Zeitschriften.

Dieses benutzerfreundliche und vermittlungsorientierte Angebot ist nicht zuletzt ein großes Verdienst ihrer ehemaligen Leiterin, der 2017 verstorbenen Judaistin

und Historikerin Dr. Annette Haller. Sie leitete die Germania Judaica 25 Jahre von 1993 bis 2017. Mit ihrer Expertise und ihrem Engagement begeisterte Anette Haller insbesondere viele junge Menschen für jüdische Themen, entwickelte das Bibliotheksangebot eindrucksvoll weiter, erarbeitete neue digitale Nutzungsmöglichkeiten.

Viele gesellschaftliche und politische Faktoren beeinflussten die Entwicklung der Germania Judaica, hemmten ihn und trieben ihn gleichzeitig voran. Ihre Gründungserklärung ist auch heute noch, sechzig Jahre später, Maßstab und Leitidee und spiegelt ihr Selbstverständnis als Bibliothek für alle Bürgerinnen und Bürger, nicht nur für akademische Kreise. Ein Besuch der Germania Judaica und ihrer Veranstaltungsreihen lohnt und garantiert die bemerkenswerte Begegnung mit jüdischer Kultur.

Sebastian Braun

Impressum

Herausgeber:	Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten
Redaktion:	Sebastian Braun, Mareike Fiedler, Dr. Cordula Lissner, Anja Reichert, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer, Antje Thul
Anschrift:	Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de
Email:	info@jmw-dorsten.de
Erscheinungsweise:	Zweimal jährlich im Eigenverlag
Layout:	Agentur 31M, Essen
Satz:	Dr. Pascal Dietrich, Aachen
Förderer:	»Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.
Vertrieb:	Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

»Bochum war eines der schlimmsten KZs«

Das Bochumer KZ-Außenlager an der Brüllstraße



Ehemaliges Lager an der Brüllstraße, 5. Februar 1954.
(Abb.: Bochumer Zentrum für Stadtgeschichte)

»[...] Und da haben wir nicht nur Granaten drehen müssen: Im November 44 haben sie uns rausgeschickt zum Bomben freilegen. Es war ein Himmelfahrtskommando. Wenn ein Häftling, der lebenslänglich bekommen hat, zehn Bomben freigelegt hatte, dann durfte der raus. Und dann sind die Alliierten immer nähergekommen. Wir mussten zurück nach Buchenwald, im Waggon«, erzählte Rolf Abrahamsohn am 14. Oktober 2012 im Interview mit dem Verein HEIMATSUCHER e.V.

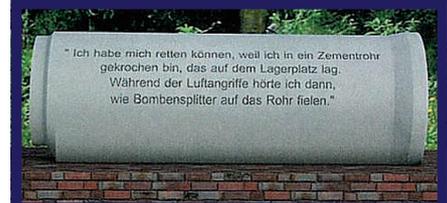
Er beschreibt seinen Aufenthalt im Konzentrationslager an der Brüllstraße in Bochum, einem Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald. Dieses Außenlager wurde im Juni 1944 eingerichtet und bestand bis März 1945. Bereits seit 1943 setzte der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikationen AG, der als »nationalsozialistischer Musterbetrieb« galt, Häftlinge aus den Konzentrationslagern, zunächst sogenannte Ostarbeiter*innen,

zur Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie ein. Im Verlauf des Kriegsjahres 1943 wurde der Mangel an Arbeitskräften immer stärker, da sich ein großer Teil der arbeitsfähigen Männer zum Kriegsdienst meldete und »weil die dem Bochumer Verein auferlegte Produktion ohne Zuführung weiterer Arbeitskräfte nicht mehr zu halten war«, wie es in einer Stellungnahme zur Anbringung eines Gedenksteines auf dem Gelände des Bochumer Vereins vom 29. Oktober 1945 heißt. So kamen der Bochumer Verein, das Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion und die Waffen-SS Anfang 1944 zu dem Schluss, ein Außenlager des Konzentrationslagers Buchenwald auf dem Gelände des Bochumer Vereins einzurichten, um den Arbeitskräftemangel zu beheben. Ab Juli 1944 wurden immer mehr als Juden erklärte Konzentrationslagerhäftlinge nach Bochum gebracht, so dass im November 1944 in der Rüstungsproduktion des Bochumer Vereins mehr als 1.600 Menschen von den Nationalsozialist*innen zur

Arbeit gezwungen wurden. Es handelte sich um Häftlinge aus den Konzentrationslagern Buchenwald, Auschwitz und Neuengamme. Insgesamt setzte der Bochumer Verein in seinen Betrieben mehr als 7.500 Zwangsarbeiter ein.

Bei den im sogenannten Arbeitslager an der Brüllstraße Eingesetzten handelte es

Ab Mai 2019 erinnert ein Gedenkzeichen von Marcus Kiel in Bochum (Obere Stahlindustrie 4) an die Opfer des Lagers Brüllstraße.

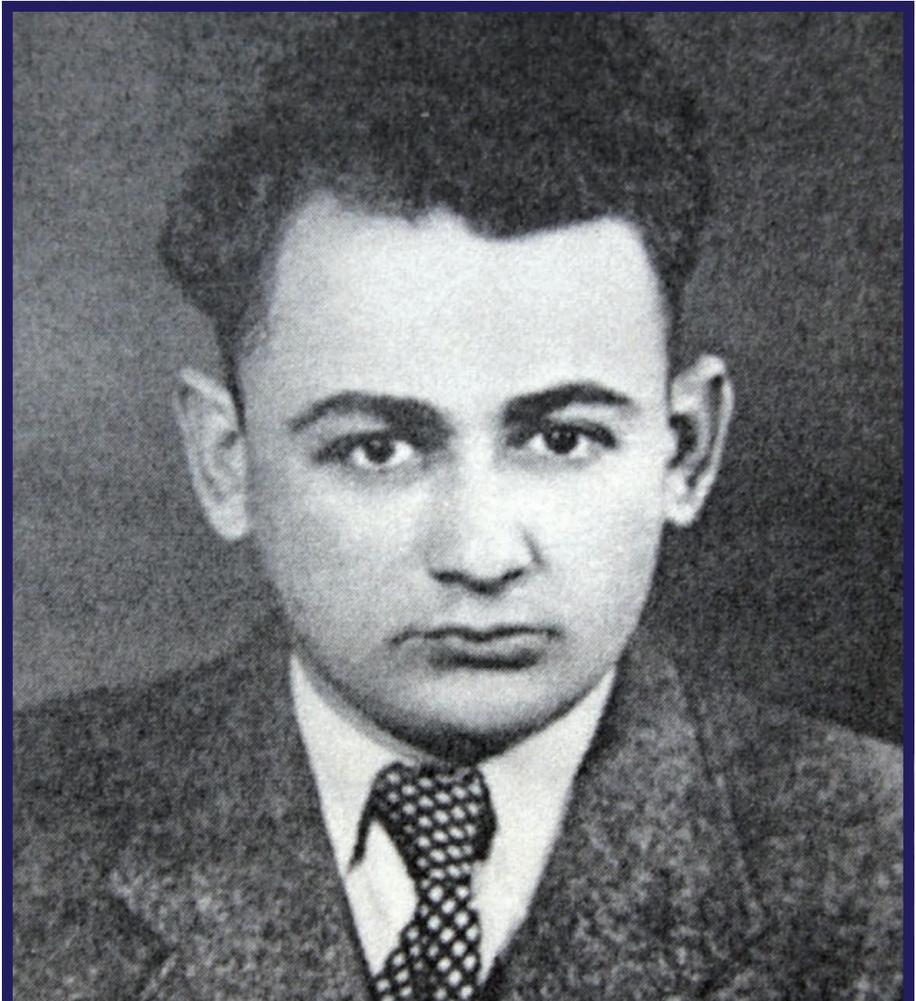


sich ausschließlich um jüdische Häftlinge. Sie verbrachten ihre Tage damit, Waffen für den Krieg herzustellen, wie etwa Granaten, Geschützrohre, Bomben oder Geschütze; in der Zeit in der sie nicht ausgebeutet, geschunden und gedemütigt wurden, hielten sie sich in Baracken auf, umgeben von einem elektrischen Zaun und Bewachungsanlagen. Ihnen wurden Vorgaben auferlegt, die sie kaum einhalten konnten, etwa sollte jede*r täglich 400 bis 600 Granaten herstellen. Schafften sie diese unmöglich einzuhaltenden Vorgaben nicht, wurden sie von den SS-Wachen oder auch von den Bochumer Vorarbeitern bestraft. Bei chronischer Mangelernährung leisteten sie körperliche Schwerstarbeit. Hierbei wurde ihnen keine Arbeits- geschweige denn Schutzkleidung zur Verfügung gestellt. Viele von ihnen starben an den Misshandlungen, Unterernährung und Erschöpfung.

Die Verwaltung und Bewachung des Lagers oblag Waffen-SS Obersturmführer Hermann Großmann und weiteren SS-Wachen, die vom Stammlager Buchenwald abkommandiert worden waren. Großmann ging so weit, Häftlinge, die auf Grund ihres körperlichen Zustandes nicht mehr arbeiten konnten, ins Stammlager zurückzuschicken, was für die meisten den Tod bedeutete. Mit dem Einmarsch der Alliierten im Frühjahr 1945, wurde das Außenlager an der Brüllstraße aufgelöst. Die zu diesem Zeitpunkt noch lebenden Häftlinge und die Wachmannschaft brachen zum Stammlager Buchenwald auf.

Waffen-SS Obersturmbannführer Hermann Großmann und wenige weitere Mitglieder der SS-Wachmannschaft wurde im Buchenwald-Prozess verurteilt. Der Bochumer Verein führt(e) die Tatsache, dass die Lagerverwaltung und damit die Versorgung und Behandlung der SS oblag, als Grund an, sich von seiner Verantwortung zu distanzieren und auch die Verlegung eines Gedenksteins auszuschlagen.

Vanessa Eisenhardt



Zum Weiterlesen:

HEIMATSUCHER e.V. (Hrsg.): Interviewmagazin Rolf Abrahamsohn, Düsseldorf 2014².

Ingrid Wölk: Das Außenkommando »Bochumer Verein« des Konzentrationslagers Buchenwald, in: Jan Erik Schulte (Hrsg.): Konzentrationslager im Rheinland und in Westfalen 1933-1945, Paderborn 2005, S. 246ff.

WN-BdA, Kreisvereinigung Bochum (Hrsg.): Ein Bochumer Konzentrationslager – Geschichte des Buchenwald-Außenlagers des Bochumer Vereins. Aufsätze, Fotos, Dokumente, Bochum 2019.

Quelle: <https://bit.ly/2vCGDDD>





»In die Deutsche Reichsbahn emigriert«

»Es fährt ein Zug nach Nirgendwo, mit mir allein als Passagier«, schmetterte Christian Anders in den 90ern. Nein, das ist nicht die Situation des reisenden Otto Silbermann: Die Züge, die er nutzt, sind voll besetzt, sie verkehren nach Plan und haben deshalb auch ihre ganz bestimmten Ziele – schließlich handelt es sich um die RB, den Vorgänger der vielleicht nicht immer so verlässlichen DB. Aber Silbermann ist Jude, und in seiner Welt – Deutsches Reich im November 1938 – sind die pünktlich verkehrenden Züge mit ihren präzisen Zielvorgaben ein Rest von Normalität und doch bloß eine Zuflucht auf Zeit.

Ulrich Alexander Boschwitz, Sohn eines jüdischen Kaufmanns, hat den Roman unmittelbar nach den November-Pogromen verfasst, da war er gerade mal 24 Jahre alt. Zwei Jahre später gelangt er über Schweden und Norwegen ins englische Exil, wird nach Australien interniert und auf dem Rückweg nach England wird sein Schiff von einem deutschen U-Boot torpediert, Boschwitz stirbt mit 27 Jahren. 1939 war sein Roman unter dem Titel »The man who took trains« in England, 1940 als »The Fugitive« in den USA erschienen, die französische Ausgabe »Le fugitif« kam posthum 1945 heraus. Und in Deutschland? In den frühen 60-ern setzte sich Heinrich Böll erfolglos für die Veröffentlichung ein. Jetzt hat, dank glücklicher Zufälle, Peter Graf das Typoskript aus dem Deutschen Exilarchiv befreit, überarbeitet und als »Der Reisende« publiziert.

Und so begleiten die Leser Otto Silbermann auf seinen Fahrten kreuz und quer durch Deutschland. Sie lernen einen

wohlhabenden Kaufmann kennen, als Soldat des 1. Weltkriegs mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, bislang erfolgreich und angesehen, überdies von ausgeprägt ‚arischem‘ Aussehen, binnen weniger Tage steht er ohne Familie, ohne Bleibe, ohne Hilfe da, »ein Schimpfwort auf zwei Beinen« (S. 14). Vor der »kleinen Judenhatz« (S. 34) kann er fliehen, reist seinem Geschäftspartner hinterher, muss Wohnung und Ehefrau verlassen, letztere wird er nicht wiedersehen. Immerhin zahlt ihm der Partner 41000 RM, und eine Lebensweisheit gibt es gratis dazu: »Ihr seid verschmutztere Köpfe, wir haben festere Fäuste und sind in der Majorität« (S. 84). Die ersten beiden Zugfahrten, Berlin–Hamburg und retour, hat Silbermann hinter sich gebracht, nun findet er seine Wohnung verwüstet vor, die ‚arische‘ Ehefrau hat sich zu ihrem Bruder geflüchtet, der Sohn hält sich in Paris auf, kann aber für den Vater keine Einreiseerlaubnis erwirken. Welche Möglichkeit gibt es da noch für ihn? Silbermann packt einen Koffer, kauft eine Aktentasche für das Geld und vertraut sich, da Hotels und Pensionen den Juden abweisen, der RB an. Von Berlin nach Aachen, von Aachen nach Dortmund und zurück nach Aachen: Ein hektisches Reisen ohne wirkliches Fortkommen, »stehender Sturmflug« hätte Kafka dazu gesagt. »Und so wird es vielleicht immer weitergehen. Ich bin jetzt Reisender, ein immer weiter Reisender. Ich bin überhaupt schon ausgewandert. Ich bin in die Deutsche Reichsbahn emigriert.« (S. 174) Die Flucht über die belgische Grenze scheitert, Silbermann wird gefasst und »stolpert über eine Wurzel wieder hinein in das Deutsche Reich« (S. 199). Also zurück nach Berlin, diesmal über Mönchengladbach, »nur für das ordentliche Leben gemacht« (S. 204), gibt er den Gedanken an weitere illegale Versuche auf und tröstet sich: »Man kann auch reisen, um zur Ruhe zu kommen« (S. 209). Die Fahrt nach Küstrin, wo sich seine Frau aufhält, bleibt ansonsten sinnlos, der Schwager, um seine Existenz besorgt, weist ihn ab. Wie bei der ersten Fahrt nach Aachen hat der Aufenthalt nur die Dauer

eines Telefonats umfasst. »Soll das denn nun ewig so weitergehen? Das Reisen, das Warten, das Fliehen?« (S. 234), sinniert Silbermann, fährt nach Berlin zurück und löst nun ein Billet nach München – »Jedenfalls lerne ich Deutschland kennen« (S. 241), denkt er, überdies der Ansicht, »fast schon ein Bestandteil der Reichsbahn geworden« zu sein (S. 242). Stress und Schlaflosigkeit fordern ihren Tribut, beim Umstieg in Dresden erleidet er einen Schwächeanfall, kehrt nach Berlin zurück, verliert seine Aktentasche und wagt trotz der Gefahr eine Anzeige wegen Diebstahls. Als mittelloses Nervenbündel findet er sich alsbald in einer Gefängniszelle wieder.

Boschwitz hat den Roman durchgängig und konsequent aus der Perspektive seines Protagonisten gestaltet. Zu Beginn konzentriert und sachlich, später zunehmend unruhig, spiegelt die personale Erzählweise seine Situation; ein Geheizter, rastlos zur Flucht Verdammt lässt keine epische Entfaltung zu. Stattdessen, nahezu in Zeitdeckung, immer wieder ausführliche Dialoge, Traumbilder, Assoziation und Bewusstseinsstrom, die Basis für eine auch in formaler Hinsicht dramatische Gestaltung, die die Leser an die Lebenswirklichkeit dieser drei, vier Novembertage unmittelbar teilhaben lässt. So, wenn sich Silbermann in Erinnerungen an die Kindheit verliert, kurz darauf jedoch jüdische Mitreisende insgeheim ob ihres Aussehens für seine Nöte verantwortlich macht, wenn mitfühlende, gleichgültige, hasserfüllte Mitreisende ihre Weltsicht in Worte fassen, wenn der unerkannte Jude den Träger des goldenen Parteiaubzeichens im Schach besiegt – »seine Hochachtung vor Silbermann war beinahe grenzenlos« (S. 65) –, mit Soldaten seine Kriegserfahrungen teilt, Zuneigung zu einer eleganten jungen Frau fasst, der Willkür der Polizei hilflos ausgeliefert ist. Die Variationsbreite erscheint geradezu unendlich, betrifft alle Bildungsgrade, alle politischen Orientierungen, alle Facetten zwischen Freund und Feind:

Intensiver lässt sich die Atmosphäre um den 9. November 1938 kaum mitteilen.

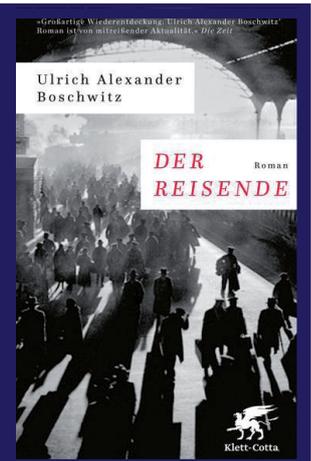
In der Zelle, um sich herum die Schreie »Juden raus!« der Mitgefangenen, memoriert Silbermann noch einmal die Abfahrtszeiten der RB: »Es gibt so viel Züge... so unendlich viel Züge... Ich will fort!« (S. 292). Aber jeder Zug hat eine Hoffnung scheitern lassen, hat ihn, wenn auch mit objektiv gültiger Zielvorgabe, in eine Sackgasse geführt. Immer doch ein Zug »nach Nirgendwo«.

Reinildis Hartmann

Ulrich Alexander Boschwitz Der Reisende

Roman.

Herausgegeben und mit einem Nachwort
versehen von Peter Graf. Verlag Klett-Cotta



Fritz Bauers »Kleine Schriften« erschienen

Annotation 

Im Frankfurter Campus-Verlag sind Ende 2018 zwei Bände mit sog. Kleinen Schriften von Fritz Bauer erschienen. Seine Person und Bedeutung müssen hier nicht vorgestellt werden – das Jüdische Museum hat kürzlich eine große Sonderausstellung über sein Wirken gezeigt. In einer mehrjährigen Recherche hat das Fritz-Bauer-Institut nach den weit verstreuten Artikeln, Kommentaren, Interviews, Broschürentexten gesucht und diese jetzt in einer Edition von mehr als 1850 Seiten zusammengestellt. Viele der Texte sind das, was man von einem Juristen erwartet, etwa zu Justizreform, Strafrecht und Strafvollzug, doch Bauer schrieb auch zur Erinnerungskultur, zu literarischen, ökonomischen, soziologischen und psychologischen Themen. Damit wird noch einmal die große Bandbreite seines Denken sichtbar, und die Lektüre ist äußerst kurzweilig.

Die Leistungen seines letzten Lebensjahres sind mittlerweile etwas bekannter geworden, u.a. durch mehrere Filme, doch die Arbeiten des ersten

Bandes – wenige aus der Weimarer Zeit, einige aus dem Exil und viele aus den 1950er Jahren – erlauben einen Blick auf die vielfältigen Wurzeln seines zähen Engagements für Rechtsstaat und Humanität. Und man kann den Herausgebern zustimmen: diese bislang meist

übersehenen kleinen Vorträge, Essays und Kritiken eines (von Fach-Journalen über Tageszeitungen und Rundfunk bis zu populären Illustrierten) unablässig intervenierenden Intellektuellen sind das eigentliche Hauptwerk Fritz Bauers.

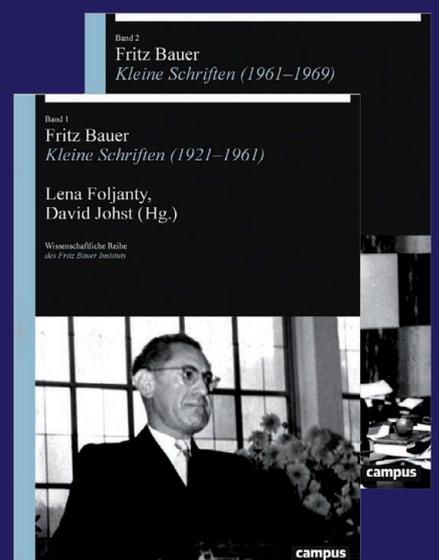
Norbert Reichling

Fritz Bauer Kleine Schriften

Band 1 (1921–1961) und
Band 2 (1962–1969)

hg. von Lena Foljanty und
David Johst
Frankfurt/M. (Campus-Vlg.)
2018

zus. 78€



Buchtipps aus der Literaturhandlung

MICHAEL BRENNER

Der lange Schatten der Revolution

Suhrkamp, 2019, € 28,-

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde München zum Schauplatz ungewöhnlicher politischer Konstellationen: Kurt Eisner wurde im November 1918 der erste jüdische Ministerpräsident eines deutschen Staates, während jüdische Schriftsteller wie Gustav Landauer, Ernst Toller und Erich Mühsam sich im April 1919 für die Räterepubliken engagierten. Die jüdische Gemeinde war eher konservativ ausgerichtet, und selbst die orthodoxen Mitglieder besuchten nach dem Synagogenbesuch gerne das Hofbräuhaus. Doch Anfang der zwanziger Jahre gab es bereits einen Nazi als Polizeipräsidenten, antijüdische Tendenzen in Politik, Presse und Kirche sowie Judenausweisungen und offene Gewalt gegen jüdische Bürger auf der Straße. Die »Stadt Hitlers« wie Thomas Mann die spätere »Hauptstadt der Bewegung« bereits im Juli 1923 nannte, wurde zum Ausgangspunkt für den beispiellosen Aufstieg der hier gegründeten nationalsozialistischen Partei.

YISHAI SARID

Monster

Kein & Aber, 2019, € 21,-

Am Ende des Romans steht eine Eskalation: ein Faustschlag, mit dem ein Tourguide in Treblinka einen Dokumentarfilmer niederstreckt. Doch wie konnte es dazu kommen? In einem Bericht an seinen ehemaligen Chef schildert der Mann, wie die Menschen, die er jahrelang durch NS-Gedenkstätten führte, mit der Erinnerung an den Holocaust umgehen. Er fragt nach der Verbindung zwischen Juden damals und Israelis heute, nach

Machtverherrlichung und danach, was Menschen zu Mördern macht. Und er beobachtet Schülergruppen, die sich in Fahnen hüllen, scheinheilige Minister oder manipulative Künstler, er beobachtet, wie ein jeder in dem Grauen der Geschichte vor allem eines zu erkennen meint: einen Nutzen für sich selbst.

Yishai Sarid, einer der bekanntesten Autoren Israels, wirft in seinem Roman ein neues Licht auf die Erinnerungskultur, wagt sich an vermeintlich unantastbare Fragen und stellt in stillem, unaufgeregtem Ton eingefahrene Denkmuster in Frage.

GABRIELE TERGIT

Effingers

Schöffling, 2019, € 28,-

»Effingers« ist ein Familienroman – eine Chronik der Familie Effinger über vier Generationen hinweg. Außer dass sie Juden sind, unterscheidet sich ihr Schicksal in nichts von dem anderer gutsituierter gebildeter Bürger im Berlin der Jahrhundertwende. Alle fahren sie im sich immer wiederholenden Lebenskarussell, das sich durch Glück, Schmerz, Leichtsinn, Erfolg und Scheitern dreht. »Effingers« ist ein typisch deutsches Bürgerschicksal in Berlin, wie es das der »Buddenbrooks« in Lübeck war.

Als der Nationalsozialismus sich breitmacht, wird das deutsche Schicksal zu einem jüdischen. Wer wachsam ist, wandert aus.

Die Geschichte der Familie Effinger beginnt mit einem Brief des 17-jährigen Lehrlings Paul Effinger, und sie endet mit einem Brief: dem Abschiedsbrief des nunmehr 80-Jährigen kurz vor seiner Deportation in die Vernichtungslager.

MIRJAM PRESSLER

Dunkles Gold

Beltz, 2019, € 17,95

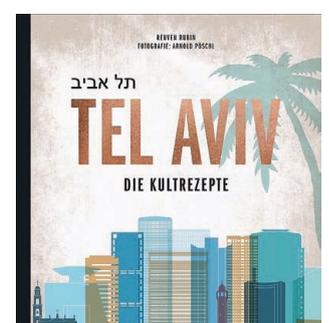
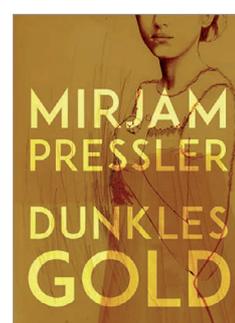
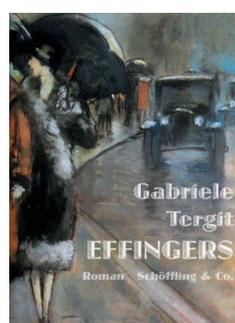
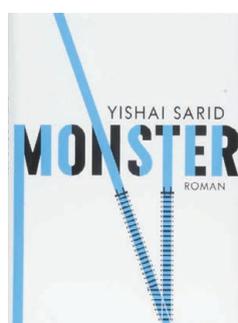
Laura lässt das Geheimnis, das den mittelalterlichen jüdischen Schatz von Erfurt umgibt, nicht mehr los. Sie taucht ein in das Schicksal von Rachel und Joschua, die 1349 zusammen mit ihrem Vater alles zurücklassen und vor dem Pestpogrom fliehen mussten. Vielleicht ist es diese Geschichte, weshalb Laura gerade jetzt Alexej begegnet, der lieber verschweigen möchte, dass er Jude ist. Allmählich versteht Laura, in wie viele Fettnäpfchen man treten kann, wenn man sich in einen Juden verliebt, und was es heute bedeutet, jüdisch zu sein. »Dunkles Gold« ist ein aufwühlender Roman von großer Wahrhaftigkeit über jüdische Identität und Antisemitismus, Liebe und Hoffnung, von einer großen Erzählerin.

REUVEN RUBI

Tel Aviv – Die Kultrezepte

Christian, 2018, € 32,99

Tel Aviv, die pulsierende Metropole am Mittelmeer, hat Liebhabern und Entdeckern des Orients einiges zu bieten. Märkte wie aus 1001 Nacht, Köstlichkeiten aus der arabisch-israelischen Küche, ein aufregendes Nachtleben und nicht zuletzt die zum Unesco-Weltkulturerbe zählende Architektur lässt das Weltenbummler-Herz höher schlagen. Das erste Kochbuch über Tel Aviv geht mit Ihnen auf Entdeckungsreise durch die Küchen der Stadt: Es erwarten Sie über 100 Rezepte, die auf der Zunge zergehen, und ein faszinierender Einblick in die pulsierende Food-Szene der Trend-Stadt Tel Aviv.



Aus den jüdischen Gemeinden und Organisationen

Bauarbeiten in Unna
(Foto: HaKochaw)



UNNA

Der Umbau der Unnaer Synagoge, Heimat der liberalen Gemeinde »HaKochaw«, schreitet weiter voran, unterstützt aus Mitteln des Landes NRW: Das vor einigen Jahren übernommene ehemalige Kirchengebäude aus den 1950er Jahren war dringend renovierungsbedürftig; Dach, neue Fenster mit religiösen Symbolen, Außenputz (und Sicherheitsverglasung) werden erneuert. Die Bauleitung übernimmt der Architekt Matthias Hauke, der schon die Umgestaltung der Synagoge Bielefeld geleitet hatte. Voraussichtlich kann im Sommer 2019 die Neueröffnung gefeiert werden; eine Thora-Rolle bekam die Gemeinde von einer sich auflösenden liberalen Gemeinde in den USA geschenkt. Während des Umbaus stellten die benachbarten christlichen Gemeinden Räume zur Verfügung.

WESTFALEN-LIPPE

Ende März hat der Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Westfalen-Lippe auf seiner Delegiertenversammlung einen neuen Vorstand gewählt. Die langjährige Vorsitzende Hanna Sperling trat – nach 25 Jahren – nicht erneut zur Wahl an. Die Delegierten wählten den bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden Zwi Rappoport (zugleich Vorsitzender in der Gemeinde Groß-Dort-

mund) zum neuen ersten Vorsitzenden; der 72-Jährige ist pensionierter Jurist. Aus dem bisherigen Vorstand wurde Sharon Fehr (aus Münster, der dortige Gemeindevorsitzende) erneut gewählt; neu kam Grigorij Rabinovich, der Vorsitzende der Bochumer Gemeinde, in das Vorstandsgremium als stellvertretender Vorsitzender. Zugleich mit der langjährigen Verbands-Vorsitzenden schied die Geschäftsführerin Ruth Jacob-Prinz in den Ruhestand aus; ihr Nachfolger wurde Alexander Sperling (bislang Geschäftsführer der Kölner Synagogengemeinde).



Die scheidende Vorsitzende
Hanna Sperling

DÜSSELDORF

Die jüdische Gemeinde Düsseldorf – mit etwa 7.000 Mitgliedern die größte des Landesverbands Nordrhein und die drittgrößte Deutschlands – bietet nun

einmal im Monat einen sog. »Egalitären Gottesdienst« mit anschließendem Kiddusch an. Er wird geleitet von zwei Frauen, der Sängerin Susan Borofsky und der Essener Sozialmanagerin Eva Frenzen, und findet im Nelly-Sachs-Haus der Gemeinde statt. 2006 zog Borofsky mit ihrem Mann nach Deutschland und arbeitet bei der Internationalen Schule Düsseldorf. Sie gestaltet als Kantorin auch in der Jüdischen Gemeinde Duisburg liberale egalitäre Gottesdienste.

ZWST-PIONIER B. BLOCH VERSTORBEN

Der in Jerusalem geborene Benjamin Bloch war seit 1974 für die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) tätig. Nach 13 Jahren als Jugendreferent wurde er 1987 Direktor des jüdischen Wohlfahrtsverbandes. In dieser Funktion führte er den Verband über 30 Jahre bis Juni 2018. Unter seiner Leitung hat die ZWST die Integration zehntausender jüdischer Zuwanderer aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion bewältigt, langjährige Partnerschaften zu israelischen Organisationen etabliert, jüdische Strukturen in den neuen Bundesländern gestärkt und eine flächendeckende Verbesserung von Angeboten für jüdische Menschen mit Behinderung aufgebaut. Blochs besonderes Engagement galt stets der Alten –und Jugendarbeit.

Schlaglichter

BESUCH AUS BALTIMORE UND LONDON

Am 27. März gab es mal wieder Besuch aus der Eisen-drath-Familie in den USA: Jeff Stern aus Baltimore – schon mehrmals zu Gast in Dorsten – ließ sich nun unsere neue Dauerausstellung zeigen und besuchte den jüdischen Friedhof mit den Gräbern der Eisendraths aus dem 19. Jahrhundert.



Die durch einen Kindertransport 1939 nach England gerettete Kölner Jüdin Lore Robinson – 1924 geboren – kam am 30. März 2019 während ihres Deutschlandbesuchs auf Einladung von Cordula Lissner mit ihrer Familie nach Dorsten und in die neue Ausstellung. Auch weil sie familiäre Wurzeln u.a. in Offen/Münsterland hat, waren unsere Regionalgeschichten für sie von Interesse. (Mehr dazu auf Seite 12).

GEO-CACHING

Begleitend zu unserer Veröffentlichung »Der Jüdische Friedhof in Schermbeck: Ein kleiner Leitfaden« (2017) hat eine Projektgruppe von der Gesamtschule Schermbeck zusammen mit unserer Museumspädagogin Antje Thul und unserem freien Mitarbeiter Jan Szepe-tiuk einen Geocache zur jüdischen Geschichte Schermbecks entwickelt. In den letzten Wochen haben schon zahlreiche Cacher unser Rätsel gelöst! Wenn Sie es auch ausprobieren möchten, ist der Cache »Die jüdische

Geschichte Schermbecks« unter unserem Account JuedischesMuseum auf der Plattform geocaching.com (GC81FCD) gelistet. Ein Kommentar: »Nachdem ich vor einem Jahr schon den Multi zum jüdischen Friedhof in Dorsten besucht hatte, war ich nun gespannt, was die SuS der Gesamtschule Schermbeck mit dem JMW in ihrer Stadt erstellt haben. Auch hier ist wieder ein toller Cache entstanden, der zu einem interessanten Spaziergang einlädt. Das Listing verrät viele Details zu jüdischen Bürgern Schermbecks und macht Lust sich mit der Thematik auseinanderzusetzen. [...] wenn ihr Spaß am Legen von Caches gefunden habt, würde ich mich über weitere Multis sehr freuen. Im Fach Religion oder GL (Geschichte in der Sek. II) ließe sich doch bestimmt noch etwas einrichten.« – In diesem Sinne: Das JMW ist offen für weitere Projekte. Haben Sie und Ihre Schüler*innen auch Interesse an einem Geocaching-Projekt? Sprechen Sie uns unter lernen@jmw-dorsten.de gerne an!

ONLINE-AUSSTELLUNG

Was haben Fragmente der Bonner Synagoge, das Fluchtfahrrad von Ernst Humberg, die Brotschneidemaschine der Familie Hertz und eine Schabbatlampe gemeinsam? Sie alle sind Teil des Projekts »NRW-Gedenkstätten in 28 Objekten«, das auf der Website der Landeszentrale für politische Bildung NRW zu besichtigen ist – seit Mai 2019 auch mit einem Exponat aus Dorsten! Bis zum Ende des Jahres werden alle 28 Mitglieder des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte NRW dort mit einem besonders aussagekräftigen Sammlungsobjekt präsent sein: <https://www.politische-bildung.nrw.de/wir-partner/erinnerungskultur/>

ARBEITSKREIS DER NS-GEDENKSTÄTTEN UND -ERINNERUNGORTS NRW IN DORSTEN

Am 21. Januar trafen sich bei uns im Jüdischen Museum: mehr als 40 Mitglieder des NRW-Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte

zu ihrer Mitgliederversammlung – mit wichtigen Debatten über Kooperations-Projekte und die Zukunftssicherung dieser mancherorts gefährdeten Institutionen! Im Anschluss daran hatte NRW-Kultur-Staatssekretär Klaus Kaiser die Träger- und Fördervereine der Einrichtungen zu einem kleinen Empfang eingeladen und sprach diesen ein großes Dankeschön der Landesregierung für ihre unentbehrliche Arbeit in diesem Bereich aus. Auch die neue Dorstener Dauerausstellung wurde in diesem Rahmen kollegial begutachtet (und gelobt).

ESTHER BEJARANO

Am 3. April war die beeindruckende, inspirierende, starke 93jährige Esther Bejarano – Überlebende des Vernichtungslagers Auschwitz – mit ihrem Sohn Joram und dem Rapper Kutlu Yurtseven (Microphone Mafia) bei uns im Museum zu Gast – mit einer Lesung aus der Autobiographie und einer Performance aus jiddischen und anderen Liedern – und Appellen zum Engagement für die Humanität. Der bewegende Abend fand beinahe 120 Interessentinnen und Interessenten.

FACHTAG ZUR LOKALEN GESCHICHTSARBEIT

Mit einer Fachtagung über lokale Geschichtsforschung und -vermittlung waren Anfang April der Westfälische Heimatbund und der Städte- und Gemeindebund NRW bei uns zu Besuch. 80 Gäste aus Heimatvereinen, Stadtarchiven, Stadtmarketing und anderen Sparten in ganz Nordrhein-Westfalen debattierten lebhaft über Vorträge und Praxisberichte, Projekte und Quellen, Marketing und Kooperationen. Eine Podiumsdiskussion fasste neuere Entwicklungen zusammen, und die neue JMW-Dauerausstellung wurde in zwei Kurzführungen vorgestellt.

